

## Programm zur Evangelischen Woche

7. 9. 1948. 20.00 Uhr: Festgottesdienst, Propst Hasselmann. Eröffnung der Ev. Woche Dr. Christians, Präf. der Landesynode, Mitglied des Arbeitskreises der Ev. Woche.

8. 9. 1948. 9.00 Uhr: **Die Botschaft vom Anfang.** Welt und Mensch aus Gottes Hand. 1. Mose 1 und 2. Professor D. Herzberg. — 10.30 Uhr: **Das Wort zur Lage.** Das Antlitz des Menschen, Präsident D. Ksmussen DD. — 14.30 Uhr: **Das Gespräch.** Kirche und Naturwissenschaft: Der Schöpfergott und das moderne Weltbild. Dr. Howe — Dr. Nieschling. Leitung: Professor D. Herzberg. — 17.00 Uhr: Kirchenmusikalische Feierstunde St. Nikolai. Chor- und Orgelmusik von Raphael, Bach und Heger. — 20.00 Uhr: **Der Glaube der Christenheit.** Eine neue Welt! Pastor Dlov Hartmann, Dir. der Sigtunastiftung (Schweden). — 21.15 Uhr: Abendsegen, Rev. Kingdom (England).

9. 9. 1948. 9.00 Uhr: **Die Botschaft vom Anfang.** Das verlorene Paradies 1. Mose 3. Professor D. Herzberg. — 10.30 Uhr: **Das Wort zur Lage.** Der tätige Mensch. Präsident D. Ksmussen DD. — 14.30 Uhr: **Das Gespräch.** Kirche und Idealismus: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Professor Dr. Bohne. Anschl. Diskussion. Leitung: Bischof D. Halsmann. — 20.00 Uhr: **Der Glaube der Christenheit.** Vergessen, sühnen, beichten. Bischof D. Halsmann. — 21.15 Uhr: Abendsegen. Pastor D. Godal (Norwegen).

10. 9. 1948. 9.00 Uhr: **Die Botschaft vom Anfang.** Vom Bruder erschlagen. 1. Mose 4. Professor D. Herzberg. — 10.30 Uhr: **Das Wort zur Lage.** Wer ist dein Bruder? Landesbischof D. Dr. Besse, Schwerin. — 14.30 Uhr: **Das Gespräch.** Kirche und der fertige Mensch: Was erwartet der moderne Mensch von der Kirche? Dr. Dähnhardt. Anschließend Diskussion. Leitung: Bischof D. Halsmann. — 17.00 Uhr: Kirchenmusikalische Feierstunde St. Nikolai. Johann Seb. Bach: Chor- und Orgelwerke, u. a. Motette: „Jesu meine Freude“. — 20.00 Uhr: **Der Glaube der Christenheit.** Christus über die Jänne hinweg. Oberkirchenrat D. Gerstenmaier. — 21.15 Uhr: Abendsegen. Pastor Prahl, Hadersleben.

11. 9. 1948. 9.00 Uhr: **Die Botschaft vom Anfang.** Des Menschen Ende. — Gottes Anfang. 1. Mose 6–9. Professor D. Herzberg. — 10.30 Uhr: **Das Wort zur Lage.** Das Ende der Weltanschauungen und der jüngste Tag. Präsident D. Ksmussen DD. 14.30 Uhr: **Das Gespräch.** Kirche und Sozialismus: Die Arbeiterbewegung als Auflage gegen die Kirche. Pastor Lic. Dr. Haar. Landesdirektor Dr. Suchan. Leitung: Oberkirchenrat Lic. Hertrich. — 17.00 Uhr: Kirchenmusikalische Feierstunde St. Marien. Bachkantaten. — 20.00 Uhr: **Der Glaube der Christenheit.** Der Friede Gottes im Streit der Welt. Landesbischof D. Dr. Schöffel. — 21.15 Uhr: Abendsegen. Pastor v. Kiechel, Flensburg.

12. 9. 1948. Gottesdienste: Der Turmbau zu Babel, 1. Mose 11. — St. Marien: P. D. Ksmussen DD., Präf. — St. Nikolai. Dompfropst Nylander, Schweden. — St. Petri: P. Rambaud, Frankreich. — St. Johannis: Hauptpastor Kiesow, Schweden. — St. Jürgen: P. Dr. Michelfelder, Genf. — Würfel: P. Knavevstrud, Norwegen. — Diak.-Anst.: Oberkirchenrat Lic. Hertrich, Hamburg. — Heiligen Geist (dän. Gottesdienst): Bischof Scharling, Dänemark. — Lager Kielseng: Oberkirchenrat D. Gerstenmaier. — 14.30 Uhr **Das Gespräch:** Die Zeit wird kommen. P. Rambaud, Frankreich. Völker unter dem Wort der Vergebung, Propst Högsbro, Dänemark. Kirche zwischen Ost und West, Oberkirchenrat Lic. Hertrich, Hamburg. Leitung: Bischof D. Halsmann. 17.00 Uhr Kirchenmusik St. Marien: J. S. Bach, Kunst der Jüge; 20.00 Uhr Abendmahlsgottesdienst Bischof Weiser.

Verantwortl. für die Beilage: Prof. D. Hans Wilhelm Herzberg, geb. 16. 1. 95, Kiel, Theol. Seminar der Universität. Veröffentlicht unter der Zulassung Nr. US-W-1006 der Nachrichtenkontrolle der Militärregierung. Im Duell-Verlag der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart-D. — Alle Rechte vorbehalten — DN 232 Möller Reudenburg 1843 Auflage 1000 / August 1948, St. C

Ausgabe für die  
ev.-luth. Landeskirchen Eutin, Hamburg, Lübeck und Schleswig-Holstein

## Beilage zur Halbmonatschrift Für Arbeit und Besinnung

Stuttgart/Flensburg

1. Jahrgang/Nr. 5/6

# KOMM SCHÖPFER GEIST

Sonderschrift anlässlich der

Evangelischen Woche • Flensburg

vom 7.—12. September 1948

\* Beilage für die kirchlich-theol. Halbmonatschrift „Für Arbeit und Besinnung“, 2. Jahrgang, 17/18 im Duell-Verlag der Ev. Gesellschaft, Stuttgart D — Alle Rechte vorbehalten —

# Evangelische Woche Flensburg 1948

## Ein Geleitwort

Nun soll die Evangelische Woche in Flensburg zum zweiten Male stattfinden. Als sie 1947 das erste Mal abgehalten wurde, hat sie nicht nur Aufsehen erregt über die Grenzen des Landes hinaus, sondern hat viel Suchen und Fragen aufbrechen lassen und manche Antwort dahinein gegeben. Die zweite Evangelische Woche will an die gemachten Erfahrungen anknüpfen. Sie möchte den Außenstehenden aufhorchen lassen, dem Zögernden Mut machen, den Christen stärken. Sie möchte das tun durch das gesprochene und gesungene Wort, und hier nun auch durch das gedruckte Wort. Hierzu hat sich unsere „Beilage“ zu dem Pastoralblatt „Für Arbeit und Besinnung“, die für die vier nördlichen evangelisch-lutherischen Kirchen in Deutschland seit kurzem herausgegeben wird, mit dieser Sondernummer zur Verfügung gestellt, damit der Besucher der Evangelischen Woche etwas zum Vor- und Nachlesen in der Hand habe, und damit der Nichtbesucher auch die Möglichkeit erhalte, geistig und geistlich mit dabei zu sein.

Die Evangelische Woche ist keine angeordnete Parade. Sie ist überhaupt nicht angeordnet, sondern gewachsen, und zwar aus einem Arbeitskreis von Laien heraus, der sie trägt. Sie ist natürlich befohlen, von dem Herrn der Kirche, der den Jüngern gesagt hat, sie sollten „in alle Welt“ gehen. Im übrigen aber will sie ein Zeugnis sein, das der Bruder dem Bruder schuldig ist.

Die Evangelische Woche ist deshalb auch kein Trommelfeuer; d. h. es soll hier nicht eine Anzahl von Vorträgen auf das Haupt der Hörenden herniederprasseln. Natürlich muß das Wort verkündigt und in Vorträgen dargeboten werden; wie könnten wir uns anders vernehmlich machen als durch das „Wort“? Aber für diese Evangelische Woche ist doch auch bezeichnend das Gespräch vor dem Altar — eine Flensburger Besonderheit, ein Versuch, die Botschaft nun einmal ganz anders zu sagen, nämlich so, daß die Hörenden gleichsam mit ins Gespräch hineingezogen werden, anstatt es über sich ergehen zu lassen.

Es soll das, was bei der Evangelischen Woche geschieht, demnach auch keiner Modenschau gleichen, in dem Sinne, daß ein Aktuelles und Modernes vorgeführt würde und führende Leute des kirchlichen Lebens sich produzierten! Die jeweiligen Redner sind deswegen gerufen, weil sie zu der Sache, um die es geht, etwas zu sagen haben. Demgemäß soll der Hörer kein Zuschauer sein, der sich aus den Mustern, die ihm vorgelegt werden, das, was ihm gefällt, aussucht und sich zulegt. Sondern er soll wirklich hören und die Worte, wie weiland Maria, in seinem Herzen bewegen, um sich dadurch weiterhelfen zu lassen auf seinem Christenweg.

Die christliche Botschaft, wie sie in der Evangelischen Woche dargeboten wird, hat es gewiß immer an sich, in das Leben und seine Probleme hineinzustoßen und nicht etwa neben den die Welt bewegenden wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, geistigen Fragen her zu laufen. Aber der hat eine solche Veranstaltung mißverstanden, der da meint, sie sei eine Einrichtung, um Glaubensfragen theologisch zu besprechen und über Lebensnöte geistreiche Erörterungen anzustellen. Sondern darum findet die Evangelische Woche im gottesdienstlichen Raum statt, darum enthält sie Stunden der Anbetung und Klingt aus in Gottesdienst und Abendmahlsfeier, daß wir merken: hier wollen nicht Menschen sich auseinandersetzen, sondern hier wollen Christen Gott dienen. Es handelt sich hier also um mehr und anderes, als um einen allgemeinen Beitrag zum Kulturleben unserer Zeit,

sondern um eine Lebensäußerung der Kirche Jesu Christi. Das wird dadurch unterstrichen, daß in der Mitwirkung einer Reihe auswärtiger Gäste die ökumenische Verbundenheit der Kirche deutlich wird. Von der „Verlorenheit des Menschen unserer Tage“ war die Evangelische Woche des Vorjahres ausgegangen. Unsere Verlorenheit ist immer der dunkle Hintergrund unseres Lebens. Aber es ist unser Vertrauen, daß der „Schöpfer Geist“ auch da hineinkommen kann, wo es „wüste und leer“ ist. Wir wollen nicht müde werden, für die Evangelische Woche 1948 und für uns selbst Gott um Seinen Geist zu bitten.

D. Hans Wilhelm Herzberg, Kiel

## Komm Schöpfer Geist

Auch die Evangelische Woche des Jahres 1948 wird eine evangelisatorische Woche sein. Sie wird es sein müssen. Denn Verkündigung des Evangeliums ist immer auch Evangelisation. Sollen doch zu dem einen Leibe Jesu Christi, welcher die Kirche ist, Menschen hinzugetan werden.

Man kann aber niemanden überreden, zur Gemeinde Jesu zu stoßen. Der Schritt ist zu groß, die Wendung, die es bedeutet, zu bedeutend. Es muß Gottes Geist willig sein, Menschen zu überwinden, daß sie ihre eigene Existenz dran geben. Darum beten wir im Blick auf die Evangelische Woche: Komm Schöpfer Geist,

Aber die Evangelische Woche ist nicht nur evangelisatorisch zu verstehen. Das Rückgrat einer solchen Woche müssen die Christen selbst sein. Sie müssen die Woche als ihre eigene Sache ansehen. Das ist allerdings auch bei Evangelisationen alten Stiles der Fall gewesen. Darum waren die Evangelisationen alten Stiles auch dadurch bezeichnet, daß die Christen selbst zu den Versammlungen hingingen. Aber so entfiel oft eine unechte Lage, als ob die Christen selbst noch evangelisiert werden müßten. Es war die Gefahr nicht überwunden, daß die Christen bei den Evangelisationen das Salz im Salzfaß waren.

Darum muß bewußt ins Auge gefaßt werden, daß die Evangelische Woche den Christen selbst etwas bietet, wodurch sie als Glieder der christlichen Gemeinde wachsen und zunehmen. Es muß deshalb unser Gebet sein, daß auf dieser Evangelischen Woche etwas davon geschieht, daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis und also ein vollkommener Mann werden. Darum beten wir auch: Komm Schöpfer Geist.

D. Asmussen DD., Schwäbisch-Gmünd.

## Die Urgeschichte

Die Bibelarbeit der Evangelischen Woche hat in diesem Jahre die Urgeschichte zur Grundlage.

So nennt man die ersten elf Kapitel des ersten Buches Mose, die bis zu dem Augenblick hinführen, da Gott in das Gewimmel der Völker, deren Vielheit das 10. Kapitel, die sogenannte Völkertafel, aufweisen und deren Verworrensein die Turmbaugeschichte im 11. Kapitel begründen will, hineingreift und den einen Menschen, Abraham, ruft; von hier an beginnt dann ja die Geschichte des Heils, die Gott in die Schöpfungs- und Weltgeschichte hineingeschrieben hat.

Also ist die Urgeschichte das Portal, durch das man in die eigentliche Geschichte Gottes mit den Menschen, in die Heilsgeschichte, eintritt. Die Urgeschichte macht uns deutlich, in welche Welt hinein Gott sein Heil kommen läßt, und warum er es kommen läßt.

Denn die Urgeschichte erzählt keineswegs nur von den Anfängen der Welt. Das tut sie auch. Aber sie tut es nicht so, wie wenn jemand den Beginn des Dreißigjährigen Krieges oder die Entdeckung Amerikas erzählt. Sondern sie berichtet diese allerältesten Ereignisse so, daß daran zugleich die Gesetze sichtbar werden, nach denen alles weitere Geschehen verläuft. Anders ausgedrückt: sie behandelt nicht einfach Dinge, die waren, sondern solche, die sind. Also um ein Beispiel zu sagen: wenn von der Entstehung des Menschen gesprochen wird, dann soll dabei das Wesen des Menschen klargestellt werden, wie es nicht bloß einmal war, sondern wie es nun immer wieder ist. Was es um den Sabbath ist und um die Flucht des Sünders vor Gott, um das Verdammungsurteil über die böse Welt und um die Ordnungen Gottes, um das Verhältnis des Menschen zu Gott und um das Verhalten des Menschen zum Menschen, das will alles nicht als „geschichtliche Erinnerung“ beschrieben und angesehen werden, sondern das gilt nun ein für allemal. Man möchte dafür die Vergleichung mit der Duvetüre einer Oper gebrauchen: sie leitet die Oper ein, aber zugleich klingen in ihr die Motive auf, die in der Oper ständig wiederkehren. So ist es mit den großen Aussagen, die in der Urgeschichte von Gott und Welt und Mensch gemacht werden.

Darin liegt zugleich die Erkenntnis, daß die Urgeschichte, besonders die Erzählung von der Schöpfung, kein Konkurrenzunternehmen zur Naturwissenschaft ist. Allerdings entspricht das, was in der Urgeschichte, besonders dem ersten Kapitel der Bibel, steht, der „wissenschaftlichen“ Einsicht der Alten. Aber die Bibel begnügt sich niemals damit, solche Einsichten zu vermitteln; sondern sie will immer eine Beziehung herstellen zwischen Gott auf der einen, dem Menschen und der Welt, in der er lebt, auf der anderen Seite. So macht die Bibel Aussagen über den Anfang von Himmel und Erde und das Wesen der Welt und des Menschen, die die Naturwissenschaft weder machen kann noch will. Andererseits bleibt das Meiste von dem, womit die Naturwissenschaft sich beschäftigt, hier unberührt. Es wäre nichts verkehrter, als die Angaben der Bibel, also hier besonders der Urgeschichte, gegen die Behauptungen der Naturwissenschaft auszuspielen und umgekehrt. Das „Anliegen“ der Bibel ist eben ein anderes als das der modernen Wissenschaft. Nicht die Frage wird gestellt und beantwortet: wie ist es damals, im Anfang, zugegangen? Ueberhaupt ist die Bibel nicht dazu da, die Wisbegier des menschlichen Verstandes zu befriedigen. Es geht der Bibel immer um Gott, auch da, wo es sich um den Menschen handelt. Gott ist auch dann in der Bibel immer zugegen, wenn gar nicht von ihm gesprochen wird. Und der Mensch in der Bibel erscheint, schon von ihrem dritten Kapitel an, als der Gegner Gottes. Gott aber ist niemals Gegner des Menschen. Das „Gott für uns“, das Paulus im Namen Christi spricht, gilt von Anfang an. So redet die Bibel von dem Beiden: dem Kampf des Menschen gegen Gott und dem Kampf Gottes um den Menschen. Das sind die Generalthematika; alles andere ist Begleitmusik.

Mit anderen Worten: hier fängt die Geschichte an, die ihren Höhepunkt auf dem Hügel Golgatha hat und ihren Abschluß bei dem, wovon das letzte Buch der Bibel, die Offenbarung Johannis, spricht. Es geht der Weg von der Urzeit zur Endzeit, von dem ersten Sabbath hin zu der „Ruhe des Volkes Gottes“, die das 4. Kapitel des Hebräerbriefes vor Augen hat, von der Vertreibung aus dem Paradies hin zu dem Zeitpunkt, da der Cherub — „Gott sei Lob, Ehr und Preis!“ — nicht mehr vor der Tür zum schönen Paradies steht. Es leuchten die Lichter der Erlösung auch in das Dunkel der unerlösten, verfluchten und gerichteten Welt hinein, und das Johannesevangelium weiß es wohl, warum es in seinen ersten Versen sagt, daß der Christus, der „das Wort“ genannt wird, „am Anfang bei Gott“ war. Wahrhaftig, diese Urgeschichte ist alles andere als eine Sammlung altertüm-

licher, vielleicht schöner und ergreifender, aber doch im Grunde uns sehr fern und für uns seltsamer Erzählungen. Hier wird zum ersten Male von Gottes Walten in Gericht und Gnade gesprochen, das dann der Inhalt des Evangeliums ist.

So volltönend darf es klingen, wenn vorher gesagt wurde: Kampf Gottes um den Menschen, den gleichen Menschen, der gegen Gott ankämpft!

Und wer ist dieser Mensch? Adam? Kain? Noah? Natürlich auch! Aber in diesen Menschen birgt sich der Mensch überhaupt, auch der, der im September 1948 zur Evangelischen Woche nach Jüdensburg kommt. Wenn Gott fragt: „Wo bist du?“ (1. Mose 3, 9), dann fragt er nicht nur den ersten Menschen; und wenn Kain sagt: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ (1. Mose 4, 9), dann erhebt darin all die freche Gleichgültigkeit, die dem Menschen aller Zeiten bis zur Gegenwart den Stempel gibt, ihre Stimme. Darum soll die Bibelarbeit über die Urgeschichte nicht dazu dienen, Aufschluß über interessante Bibeltexte zu geben oder auf die gewaltige, hohe Schönheit ihrer Worte aufmerksam zu machen. Sondern sie will uns mit unserem Wesen, unserer Not, unserer Furcht, unserer Schuld, unserer Verantwortung und mit allem, was wir Gott zu danken haben, vor den Herrn stellen, der mich geschaffen hat samt allen Kreaturen, auf daß ich sein eigen sei!

D. Hans Wilhelm Herzberg, Kiel

#### Bibeltexte:

1. Mose 1,1—2,24. 3, 1—24. 4, 1—16. 6, 5—8; 12—14; 17—19; 22; 7, 11; 17—23; 8, 1—4; 15—17; 20—23; 9, 12—16. — 11, 1—9 (Text der Sonntagspredigt).

### Zum Gespräch zwischen Theologie und Physik

I. Das vielleicht wichtigste geistesgeschichtliche Ereignis unserer bewegten Zeit ist die tiefgehende, fast gleichzeitige und überrauschend parallele Wandlung, die Theologie und Physik in den letzten Jahrzehnten erfahren haben. Die Theologie hat sich in schweren inneren und äußeren Kämpfen aus der Ueberfremdung durch den abendländischen Geist befreit und hat wieder zu leben begonnen, daß sie nur als Glied der Kirche, als Glied am irdischen Leibe ihres himmlischen Hauptes Jesus Christus leben kann, und sie ist auf diesem Wege überreich für das entschädigt worden, was sie an orthodoxen oder auch an liberalen Positionen hat aufgeben müssen. Die Physik hat in harten Rückzugsgefechten einen wesentlichen Teil ihrer Anschauungen über Raum, Zeit, Substanz und Kausalität preisgeben müssen, die sie bisher für selbstverständliche Voraussetzungen jeder wissenschaftlichen Forschung gehalten hatte. Aber dieser Rückzug war zugleich ein Marsch in ein neues Land voll reicher Erkenntnisse in der Physik der astronomischen und der atomaren Dimensionen, und die heutigen Physiker haben auf diesem Wege Leistungen vollbracht, die den Vergleich mit den Leistungen Keplers oder Newtons nicht zu scheuen brauchen.

II. Die leidenschaftliche Anteilnahme des abendländischen Menschen an der physikalischen Entwicklung ist darum verständlich, weil es auch bei den scheinbar fernliegenden Fragen, auch bei der Betrachtung der Sterne oder der Atome letztlich doch immer wieder um den Menschen und um das Menschenbild geht; denn die Haltung des Menschen gegenüber der Natur läßt sich von der Haltung gegen Gott und gegen den Mitmenschen nicht ablösen, wie Goethe in seiner Studie über die drei Ehrfurchten im „Wilhelm Meister“ gezeigt hat.

Der Weg der abendländischen Physik war ein seltsamer. Kepler, der seinen evangelischen Glauben in schweren Verfolgungen bewährt hat, versuchte mit den schönsten und tiefsten Bildern, die die damalige Mathematik

besah, das Verhältnis der Radien der Planetenbahnen zu beschreiben, um so einen Einblick in Gottes Schöpferweisheit zu erhalten. Indem Kepler hier schließlich an Gott selbst scheiterte, wurde er im Grunde gegen seinen Willen zum Wegereiter einer Physik, die gerade durch ihre großen Leistungen in der mechanistischen Naturbeschreibung und Naturbeherrschung den modernen Menschen zum Abfall von Gott ermutigte. Die Physiker der letzten beiden Generationen, die sich mit dem Nebeneinander und Auseinander von Theologie und Physik weitgehend abgefunden hatten, sind dagegen in einer neuen, überraschenden Wendung einfach durch konsequente Anwendung ihrer in dem Ineinander von mathematischer Theorie und experimenteller Verwirklichung bestehenden Methoden zu so einschneidenden Wandlungen ihres Denkens geführt worden, daß ein Gespräch zwischen Theologie und Physik heute wieder möglich erscheint.

III. Vergewärtigen wir uns den Weg der abendländischen Physik an einem Beispiel. Das Firmament, die Himmelskuppel, von deren Erschaffung am zweiten Schöpfungstage uns das erste Kapitel der Bibel erzählt, war für den mittelalterlichen Menschen ein Ausdruck dafür, daß die Welt als Gottes Schöpfung einen Horizont hat, daß die Welt in der Hand Gottes ist, aber Gott nicht in den Händen der Welt. Diese Auffassung wurde am Ausgang des Mittelalters durch die Arbeiten zweier bedeutender Kirchenmänner ausgehöhlt, durch die aus theologischen Erwägungen erwachsene These des Nikolaus von Cues von der Unendlichkeit der Welt und durch das heliozentrische System des Kopernikus. Giordano Bruno war es, der die Kristallschale des Himmels zerbrach und dem modernen Menschen den Weg in die Unendlichkeit des Weltraumes bahnte. So notwendig dieser Schritt für die geistige Entwicklung des Abendlandes war, so konnte Giordanos sympathischer Pantheismus, der in Deutschland vor allem durch Goethes Nachdichtungen bekannt geworden ist und der auch heute noch die Religion vieler Gebildeter darstellt, doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der überhimmlische Wohnort Gottes damit gelehrt und der Mensch zum eigentlichen Träger der Göttlichkeit des Weltraumes erhoben war. Der Weg zu einer mechanistischen Verödung des Weltalls, zu einer Betrachtung des Weltalls als einer Maschine war dann nur noch ein kurzer, und der unendliche, aber kalte und leere Weltraum wurde zu einem Abbild für den unendlichen Fortschrittswillen, aber auch für die Kälte und Nede der modernen Seele.

Es ist mehr als ein Zufall, daß die Physik in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zu der Annahme eines endlichen Weltraumes geführt worden ist. Der Weltraum gehorcht einer nichteuklidischen Geometrie, und man stellt ihn sich in ähnlicher Weise in sich geschlossen vor wie die Oberfläche eines Globus, so daß man trotz des endlichen Rauminhaltes des Weltraumes niemals an eine Grenze stößt. Dieser endliche Weltraum befindet sich in einer ständigen Ausdehnungsbewegung, deren bisherige Zeitdauer man in ungefährer Uebereinstimmung mit den sonstigen Berechnungen des Alters des Weltalls auf einige Milliarden Jahre ansetzen kann. So ist in der Natur ein unaufhebbar geschichtliches Element enthalten, ja die Natur ist von Haus aus selber Geschichte.

Durch diese Revolutionierung unserer Auffassungen über das Weltganze und durch die vielleicht noch bedeutsamere Wandlung der Kategorien der Kausalität und der Substanz ist nun der Weg für eine neue Ehrfurcht wieder freigelegt, aber es ist eine Sache geschichtlicher Entscheidung, wie weit er beschritten wird. Niemand, der in großartiger Vorausschau die wesentlichen Positionen der heutigen Physik zu einer Zeit vorausgesehen hat, in der erst die allerersten Ansätze der heutigen Ideen entwickelt waren, hat gezeigt, wie aus der neuen Physik das Werkzeug einer radikalen und verzweifelten Gottlosigkeit werden kann. Andererseits ist es verständlich,

daß der dialektische Materialismus trotz mancher Querverbindungen zu der dialektischen Denkweise der heutigen Physik die neuen physikalischen Grundpositionen doch sehr scharf ablehnt und bei den früheren Auffassungen über Substanz und Kausalität beharren möchte.

IV. Wir sehen aus diesem kurzen geschichtlichen Ueberblick, wie verschieden das Verhältnis von Theologie und Physik schon im Verlaufe unserer abendländischen Entwicklung gewesen ist. Von der mittelalterlichen Ueberzeugung eines fugenlosen Ineinander von natürlicher Erkenntnis und Offenbarung, aus der die ersten entscheidenden Impulse zur Entwicklung der Physik erwachsen sind, führt der Weg über die Zeit des immer schärfer werdenden Gegensatzes in den letzten drei Jahrhunderten zu einer neuen geschichtlichen Begegnung in der Gegenwart, in der alle Möglichkeiten von einem engen Miteinander bis zu einer abermaligen, äußerst verschärften Antithese offen sind.

V. Gewiß kann sich die Kirche dankbar dessen freuen, daß die Physik das Nein, das sie einmal zur Theologie glaubte sprechen zu können, in einem doppelten Nein heute zurückgenommen hat, wie Pascal Jordan es formuliert hat. Der Physiker empfindet es nicht mehr als abstrus, daß das Licht nach dem ersten biblischen Schöpfungsbericht am ersten Schöpfungstage und die Sterne erst am vierten Tage geschaffen wurden. Der Biologe hält die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Menschenpaare immerhin für möglich, da es äußerst unwahrscheinlich ist, daß die zur Entstehung der Menschen führenden Mutationen sich in gleicher Weise an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten ereignet haben. Pascal Jordan hat die Entstehung des Weltalls so beschrieben, daß man nur noch von einer Schöpfung aus dem Nichts sprechen kann, und die Weiterentwicklung erfolgt nach seiner Theorie durch fortgesetzte Neuschöpfung einzelner Sterne und Sternsysteme. Trotz dieser überraschenden Wendung dürfen wir uns jedoch nicht darüber täuschen, daß die heute heranreifende Entscheidung zwischen Theologie und Physik nicht auf dem Felde apologetischer Bemühungen fallen wird, so notwendig es sein mag, weite Teile unseres Volkes mit Hilfe der modernen physikalischen Auffassungen von dem Zwang mechanistischen Denkens zu befreien.

VI. Die außerordentliche Zerstörungskraft der aus der Atomphysik erwachsenen Kriegsmittel legt vor allem den angelsächsischen Mächten eine ganz neuartige, schwere politische Verantwortung auf. Nicht minder bedeutsam ist die Verantwortung, die aus der noch kaum abzuschätzenden geistigen Sprengkraft der modernen physikalischen Ideen erwächst, und hier wird auch die deutsche Christenheit nicht unbeteiligt bleiben können und einen wesentlichen Dienst zu leisten haben.

VII. Die physikalische Forschung muß ihrem Wesen nach versuchen, die Welt aus ihren eigenen Begebenheiten zu verstehen und ohne die „Hypothese Gott“ auszukommen, wie Laplace es in dem bekannten Gespräch mit Napoleon ausgesprochen hat, aber die Physik wird von selbst zur Mythologie, wenn sie den hypothetischen und begrenzten Charakter ihrer Einsichten übersieht. Der biblische Erzähler der Schöpfungsgeschichte hatte mit dem babylonischen Mythos zu rechnen von der Urmutter Tiamat, durch deren Zerkübelung Himmel und Erde geschaffen wurden, und von dem Blut eines ihrer Söhne, aus dem nach dem Räte des Gottes Marduk der babylonische Mensch als Träger des Götterkultus gebildet wurde. Sicherlich erscheint uns die heute noch weit verbreitete pseudowissenschaftliche Ueberzeugung, daß Gott ein Uhrmacher, der Mensch ein Automat und die Welt ein Uhrwerk sei, moderner und plausibler und wohl auch ein wenig langweiliger und banaler, als der dramatische altbabylonische Mythos, aber ihrem Wesen nach sind beide Auffassungen sehr viel ähnlicher, als der Fortschrittsoptimismus der vergangenen Generation zu sehen vermochte,

denn beide sind in ihrem Kern monistisch und behaupten, daß Gott, Welt und Mensch eines Weisens sind. Heute haben wir es erlebt, wie die „Mensch-Maschine Mensch“ von einem philosophischen Gedanken zu einer bitteren politischen und wirtschaftlichen Wirklichkeit geworden ist.

VIII. Es ist ein denkwürdiges geistiges Ereignis, daß sich die Physik ohne äußere Hilfe von den mechanistischen Mythologien hat befreien können, aber Physik und Theologie müssen gemeinsam wachen, daß die Physik nicht in eine neue geistige Überfremdung gerät, deren erschreckende politische und wirtschaftliche Folgen noch nicht abzusehen sind. Sehr ähnlich ist die Hilfe, die die heutige Physik der Theologie in ihrem Kampfe gegen die philosophische Überfremdung ihrer Sprache leisten könnte, und die Theologie sollte sich diesen Dienst ebenso dankbar und fröhlich gefallen lassen wie den Dienst der Dichter, Musiker oder Baumeister, die um eine neue Gestalt der Kirche in der Welt ringen, und eben darum geht es letztlich auch im Gespräch mit der Physik. Es ist nun freilich noch verfrüht, von den überraschenden Parallelen zwischen der neuesten theologischen und physikalischen Entwicklung zu sprechen, und von den bedeutamen theologischen Folgen, die daraus vielleicht für das Gespräch der Konfessionen erwachen werden. Es scheint aber nicht ausgeschlossen, daß Gott der Herr einmal auch die reiche Ernte der heutigen Physik in seine Scheuern sammeln wird, die Ernte gerade der Wissenschaft, die als erste unter den abendländischen Wissenschaften den Weg der Gottesferne gegangen war.

IX. Zeittafel. 1. Nicolaus v. Cues 1401–1464; 2. Nicolaus Kopernikus 1473–1543; 3. Giordano Bruno 1548–1600; 4. Johannes Kepler 1571–1630; 5. Isaac Newton 1643–1727; 6. Pierre Simon de Laplace 1749–1827.

Dr. Günther Howe, Hamburg.

## Ich glaube an die Vergebung der Sünden

„In der Christenheit ist alles dazu geordnet, daß man da täglich eitel Vergebung der Sünden durch Wort und Zeichen hole, unser Gewissen zu kräftigen und aufzurichten, solange wir hier leben. So macht der Heilige Geist, daß, ob wir gleich Sünde haben, sie uns doch nichts schaden kann, weil wir in der Christenheit sind, da eitel Vergebung der Sünde ist, beide, daß uns Gott vergibt und wir untereinander vergeben, tragen und aufhelfen.“

So spricht Luther im Großen Katechismus von der Wirklichkeit der Kirche. Leben wir wirklich in diesem Raum der Vergebung, so daß wir hier die Kraft holen für unser Leben und auch anderen davon sagen und zeugen können? Nichts braucht der Mensch von heute ja so sehr wie gerade diese Botschaft. Wenn wir es nicht schon vorher gewußt hätten, dann wäre es uns klar geworden bei einem Gespräch, das vor kurzem stattfand im Rahmen unserer kirchlichen Schule Schleswig bei Gelegenheit einer Arbeitsgemeinschaft von Ärzten und Theologen. Das Gespräch bewegte sich um das Thema „Psychotherapie und Seelsorge“, und es ging besonders um das Problem der Neurose, dieser seelischen Erkrankung, die sich heute in so vielfach verschiedener Gestalt zeigt. Der Neurotiker ist der sensitive Mensch, so wurde uns gesagt, der unter der Not der Zeit viel schwerer leidet als der durchschnittliche Mensch, weil dieser es besser versteht, schwere Eindrücke zurückzudrängen und sich von Gewissensfragen zu befreien, denen andere sich nicht entziehen können. Die Neurose zeigt darum das Bild des Menschen, wie er eigentlich ist. Aus den Tiefen des Unbewußten bricht ja die Unruhe auf, die die äußere Fassade zerstört.

Die Psychotherapie sucht nun zu helfen, indem sie zeigt, daß diese Regungen des Unbewußten, die so die Fassade des Lebens zerstören, nicht nur negativ zu beurteilen sind, sondern ein Moment der Hoffnung in sich schließen. Der

Arzt steigt mit dem Patienten gleichsam hinunter in diese unteren Räume der Seele und hilft ihm, hierin sich selbst zu verstehen. Eine Hilfe dazu sind unter anderem die Träume und andere Erlebnisse dieser Art. In den Gesprächen mit dem Arzt lernt der Mensch sich selbst kennen; er sieht ein, daß er sich zu dem dunklen Ich, dem dunklen Bruder, in sich bekennen muß, und in diesem Zugeständnis ist schon der Weg der Hilfe beschritten. Die Psychoanalyse ist ja wie eine Seelentur; Unbewußtes wird in das Bewußtsein erhoben, Zusammenhänge des Inneren werden analysiert, auseinandergelegt. Der Arzt sucht einzudringen in die inneren Lebensvorgänge, um die „Komplexe“ zu lösen und die Verdrängungen zu beseitigen. Entscheidend ist dabei, daß die ganze seelische Verworrenheit als Krankheit verstanden wird, als Störung, die behoben wird, wenn man ihre Ursache erkennt und aus dem Wege räumt. Es geht also nicht um die Unterscheidung von Gut und Böse, sondern von Gesund und Krank. Das ist ja auch der Grund, warum so viele Menschen lieber den Arzt aufsuchen als den Seelsorger. „Ich beichtete dem Arzt und empfing von ihm die einzige Absolution, welche die Welt zu spenden vermag, nämlich die Absolution des Psychiaters, bei dem es keine Sünde gibt, die nicht vergeben werden kann, weil es ja keine Seele gibt, die sich Gott versagen kann“, so läßt Gertrud von Le Fort in einem ihrer Romane eine ihrer Hauptgestalten aussprechen. Damit ist das Problem der Psychoanalyse umschrieben, wie es sich uns von der Kirche aus darstellt. Es war uns darum sehr bedeutsam, daß in unserem Gespräch der Arzt, der Psychotherapeut, selbst aussprach: „Es geht darum, den Patienten auf seine Verantwortung anzusprechen und die Schutz- und Sicherungsmaßnahmen niederzureißen, die er selbst sich errichten will. Dabei taucht“, fuhr er fort, „eine Problematik auf, die auf letzte religiöse Fragen hinweist über alle moralischen Probleme hinaus“.

„Der Neurotiker ist ein Mensch, der sich selbst rechtfertigen will, weil er die Vergebung nicht kennt. Darin liegt im Grunde seine ganze Dual.“ In diesen Worten faßte ein Theologe das Ergebnis der Besprechung zusammen. Wenn das aber so ist, so wurde uns weiter klar, dann kann ja die ärztliche Hilfe, so wichtig und unerlässlich sie ist, nicht das Letzte sein, dann muß dem Patienten noch ein neues und anderes Wort gesagt werden. Und hier war nun der Punkt aufgewiesen, an dem Arzt und Seelsorger in gemeinsamer Verantwortung sich finden können.

Der Seelsorger darf dem in seiner Lebensangst zerbrechenden Menschen von der Liebe Gottes sagen, die allein das Chaos dieser Welt überwinden kann. Er darf ihn in den Raum mit hineinnehmen, von dem Luther spricht, den Raum, „wo eitel Vergebung der Sünde ist“. Wie erfährt der Mensch nun aber die Wirklichkeit der Vergebung? Diese Frage führte uns zu einer Besinnung über die Bedeutung der Beichte. Wir haben in der Kirche im allgemeinen nur noch die gemeinsame Beichte vor der Abendmahls-handlung; die Einzelbeichte ist uns fast verloren gegangen. Luther hat sie noch gekannt und sie niemals aufgeben wollen. „Die heimliche Beichte“, sagt er, „ist das einzige Heilmittel für bekümmerte Gewissen“. „Ich weiß allein, was für Stärke und Trost sie mir gegeben hat; ich wäre längst vom Teufel überwunden worden, wenn ich die Beichte nicht erhalten hätte.“

Was geschieht eigentlich in der Beichte? So fragten wir uns weiter. Das echte Beichtgespräch trägt sich zu vor Gottes Angesicht, denn das Wesentliche ist ja die Selbstverurteilung vor ihm, nicht die Analyse der inneren Vorgänge, so wichtig sie auch sein mag. Darum ist die Beichte so schwer, denn wir wissen alle, daß mit jedem Schuldbekenntnis die Scham verknüpft ist, weil es uns so schwer wird, begangenes Unrecht einem anderen gegenüber ans Licht zu bringen. „Schamloses Bekennen ist selbst Sünde und Verhärtung in ihr“ (Schlatter)

Der Gesprächspartner, der uns gegenüber sitzt, der Beichtthörer, ist gleichsam nur zufällig dabei, und doch ist seine Anwesenheit unerlässlich, denn

das Sichausprechen vor einem Du ist für uns alle eine große und wirkliche Hilfe. Der andere hilft uns durch sein Dabeisein zur Objektivierung unseres Bekenntnisses. Indem die Schuldkenntnis in Worte gefaßt wird, tritt sie aus uns heraus. Wir stellen sie uns gleichsam gegenüber, und dabei kommt es zu einer inneren Scheidung von dem schuldhaften Verhalten, und der Anstoß zu einer Gegenbewegung wird gewonnen.

Dem Beichtbörer fällt daraufhin dann das große Vorrecht zu, daß er auf die ausgesprochene Beichte hin seinem Bruder die Absolution Gottes persönlich zusprechen darf, und dies ist eigentlich der Kernpunkt der Beichte. In der Selbstentblöhung vor Gott, in der wirklichen Selbstverurteilung vor ihm, wird uns ja klar, daß nichts anderes uns helfen kann. Wir müssen es aufgeben, uns selbst zu rechtfertigen; wir müssen endlich die Waffen strecken und uns auf Gedeih und Verderb in Gottes Arme geben. Wir erfahren dann das Wunder aller Wunder: es gibt Vergebung der Sünde. Vergebung ist ausgelöschtes Vergangenes; unsere Schuld soll nicht mehr gegen uns aufstehen und uns anklagen, uns innerlich zerstören und uns den Frieden nehmen.

Aber die gemeinsame Beichte hinaus führt die Einzelbeichte zur Konkretisierung der Schuldkenntnis und damit auch zur Konkretisierung der Vergebung. Nicht mit Unrecht ist gesagt worden: En bloc, das heißt in Gemeinsamkeit, kann man Sündigkeit bekennen; wirkliche konkrete persönliche Schuld wird aber nur in der Einzelbeichte in ihrem vollen Ernst erkannt. Die gemeinsame Beichte soll gewiß nicht in ihrer Bedeutung verkannt werden, aber man kann die Frage nicht umgehen, ob sie als das, was sie sein soll, wirklich zur Geltung kommt, wenn sie für sich allein stehen bleibt.

Es geht also um die Erfahrung der Absolution meiner ganz persönlichen konkreten einzelnen Schuld. Es geht um die Erfahrung der lösenden und befreienden Macht der Vergebung Gottes, um die Erfahrung seines Friedens als einer Macht, die uns vor der Angst der Welt und den Anfechtungen, die uns von allen Seiten umdrohen, bewahren kann.

Gott ist viel reicher als wir denken. Daß wir es doch lernten, zu nehmen von dem Fisch, den er für uns gedeckt hat! Ein Weg, den Reichtum seiner schenkenden Güte uns zu erschließen, ist die Privatbeichte. „Wenn tausend und abertausend Welten mein wären,“ so sagt Luther ein anderes Mal, „so wollte ich alles lieber verlieren, als ich wollte dieser Beichte das geringste Stücklein aus der Kirche kommen lassen.“

Vic. Anna Paulsen, Schleswig.

## Was erwartet der moderne Mensch von der Kirche

Der moderne Mensch — das ist der Mensch in unserem Blickkreis, der, an dem Du täglich vorbei gehst, das bist Du, der Mensch der ungeordneten Verhältnisse. Du verlorst Deine Vergangenheit und versuchst auf dem fleckigen Gegenwart, das Dir noch gehört, Dein Leben zu balancieren. Deine Lebenszuversicht hat wie man so sagt, einen Knack bekommen, einen feinen schmerzhaften Riß. Der mit der Natur geschlossene neue Bund sollte in fortschreitender Vollendung eine lebensbehaltende Welt technischer Zivilisation besteuern. Das Ergebnis ist, daß die Welt in Trümmer zu gehen droht. Klüftlingsströme sind die letzten Abwicklungsstadien der großen Fortschrittsbewegung des 19. Jahrhunderts. Diese Bewegung, die trug und fortrief, ist ins Stocken gekommen und dracht in Klucht umzuschlagen. Zerstreuung und Abseitigkeit, Erinnerung an das Vergangene und Hoffnung auf ein Zukünftiges spiegeln Kluchtwege in lockende Fernen vor. Wer aus alter Scheinwelt in neue flüchtet, ohne die Gegenwart zu berühren, verliert

aber den Boden unter den Füßen. Er mag mit aller Kraft laufen, er bleibt in der Saadane. Andere bueden wie angewurzelt stehen und wissen nicht weiter. In jüher Erkenntnis der tatsächlichen Lage weicht das Dasein vor ihnen zurück. Sie stehen vor dem Nichts — oder vor dem Antlitz Gottes. Du mußt umlernen, wenn Du diese Situation unserer Zeit begreifen willst. Dein Blick darf sich nicht oberflächlich an die Menge heften, die sich unster hin und her bewegt, die, um sie festzuhalten, ständig ausgezählt, nummeriert, sortiert und statistisch erfasst werden muß. Du sollst in ihr den Menschen wieder finden, den Mitmenschen und Bruder. Er wartet auf Dich. Er klopft, dem Terror entronnen, aus Internierung und Gefangenschaft entlassen, an Deine Tür. Er lebt in Deiner Haule, beim Nachbarn. Er verlor die Nächsten, die Heimat, Erb und Eigen, Hab und Gut. Diese Menschen sind in der Umkehr und Einkehr. Das Wort Rilkes bewahrheitet sich an ihnen: Armut ist ein großer Glanz von innen. Sie stehen vor Fragen, die für sie neu sind. Was ist der Mensch? Der Sinn des Lebens? Wo ist Wahrheit und wo Gott? Sie leben auf eine neue Antwort zu. Wird die Kirche sie geben?

Die moderne Naturwissenschaft meinte das Welträtsel gelöst zu haben. Die Lösung ist zweifelhaft geworden. Die Atombombe zerstörte den Glauben an die Technik. Wachsender Wohlstand verflüchtigte sich zu drückender Armut. Das Weltbild, in dem wir uns spiegelten, ging in Scherben. Die mit Ruinen bedeckten Landschaften versagen die Orientierung. Es läßt sich schlecht auf die erworbenen Kenntnisse pochen, und niemand wird des Genusses seiner Bildung noch froh. Die Valuta, an der der Wert der Erkenntnisse und Werte gemessen wurde, funktioniert nicht mehr zuverlässig. Das allgemeine Suchen und Fragen ruft den für die Gegenwart charakteristischen Zustand erhöhter geistiger Aufgeschlossenheit und Gesprächsbereitschaft hervor. Viele, die alles erkannt zu haben meinten, sind wieder bereit zu hören. Andere, denen alles selbstverständlich war, fragen sich und den Nächsten. Dieser Vorgang greift sich Menschen aus allen Altersstufen und Schichten heraus und führt sie unter vielerlei Vorzeichen in besinnlichem Gespräch zueinander. Aus tausend dünnen Läufern speist sich der lebendige Strom. Er ist der Ort einer neuen Begegnung von Kirche und Welt. Tatsache ist, daß Reden und Schriften von Theologen und Männern der Kirche, Kundgebungen von Bischöfen und Kirchentagen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund gehen. Das Wort der Kirche wirkt in neuer ungewohnter Weise auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ein, es wurde — im tieferen Sinne verstanden — über Nacht gesellschaftsfähig. Die Botschaft der Kirche setzt Herz und Verstand der Menschen in Bewegung. Die sichtbar hervorgehobenen Vorhöfe der Begegnung, die Evangelischen Akademien, kirchlichen Wochen und Tagungen kennzeichnen diese Situation des veränderten Zeitgeistes und den Standort der Kirche in der Zeit.

Der moderne Mensch — das ist der jugende Mensch. Er sucht das Leben und die Wahrheit und stößt hierbei auf Gott. Er ist erregt und voller Erwartung. Aber seine Erwartung ist vieldeutig und unbestimmt. Sie verträgt sich nicht ohne weiteres mit der Bestimmtheit und Eindeutigkeit des christlichen Bekenntnisses. Der moderne Mensch schließt zwar wieder Gott in sein Gespräch ein, es kommt in das Stocken, sobald das Zeugnis Christi erwähnt wird. Denn seine Gottesvorstellung ist unentschieden, jede Erwähnung des Kreuzes rührt scherzhaft an den verwundeten Weltoptimismus und das gebrochene Selbstvertrauen.

Die große Masse flutet am Sonntag nach wie vor an der Kirche vorbei „in das Freie“. Sie findet sich nur auf dem Vorhofe ein. Denn der moderne Mensch betritt das Gotteshaus nur noch unregelmäßig und gelegentlich, aus hergebrachter Gewohnheit, und weil ein Restbestand kirchlicher Sitte sich erhalten hat. Was erwartet er sich hiervon? Von Hundert werden

Neunzig antworten: Alles von der Predigt und nichts von der Liturgie. Man hört zwar in der Kirche — wenn es sein muß, auch im Rahmen des Gottesdienstes — gern gute Musik, wie man sich auch eine gute Predigt gern anhört — aber eben anhört. Man will Distanz wahren und sich selbst kritisch behaupten können. Daß jedes Glied der Gemeinde Mitträger und Mitverantwortender einer gemeinsam begangenen Handlung ist — dieser Sinn des Gottesdienstes hat sich verflüchtigt. Will man sich doch gerade nicht in die öffentliche und gemeinliche Verpflichtung begeben und sei es nur die des gemeinsamen Chorals! Vielen Kirchenbesuchern bleibt Wort und Bedeutung der liturgischen Handlung verschlossen, denn auch der Schlüssel zum Bibelwort fehlt oft. Viel tragende Kraft fällt so aus. Die ganze Last der Verkündigung und des Gelingens wird auf die Kanzel abgewälzt, und es ist kein Wunder, daß sie manchmal unter ihr zusammenzubrechen droht. Inmitten der vermeintlich „toten“ Liturgie behauptet sich die Bereitschaft, in der Predigt Antwort auf die eigenen Fragen und Zweifel zu finden. Sie erfüllt die Erwartung häufiger als man vielleicht annehmen möchte, mag auch ein Bild nur, ein Satz oder ein Wort im Hörer haften bleiben und ihm nachgehen.

Die Resonanz des in der Kirche gesprochenen Wortes ist größer geworden. Man kann sie aber noch nicht als gut und allgemein bezeichnen. Der rechte Kontakt will sich nicht einstellen, vielleicht, weil beide, Redner und Hörer, zu viel voneinander erwarten, ein jeder die Möglichkeit des Anderen überschätzt. Die moderne Theologie hat mit Hilfe einer geschliffenen Sprache die geistige Höhe der Zeit gewonnen. Ihre Wirkung in die Breite wäre nicht denkbar ohne den scharfen Anstoß, der auf des Messers Schneide steht. Jedenfalls können auch hochgebildete Menschen, die heute eine Predigt hören, religiöse Analphabeten sein. Ihre Situation ähnelt der eines Pfarrers, der einen Fachvortrag über moderne Atomphysik besucht.

Der Vergleich ist unvollkommen, denn keine Predigt wendet sich allein an den Verstand und wird allein von ihm aufgenommen. Jedoch läßt sich oft beobachten, daß viele an sich gute Predigten bestimmte Grundbegriffe, die unerläutert bleiben, voraussetzen, die in Wirklichkeit nicht vorausgesetzt werden können. Sie können daher auch in dem Hörer nicht den Widerhall auslösen, den der Redner voraussetzt, und dieser spricht unversehens in das Leere.

Der moderne Mensch erwartet in der Kirche alles von ihr und sehr wenig von sich selbst. Als erstes aber stets, daß sie seine Fragen faßbar und verständlich beantwortet. Viele wünschen sich hierbei wohl im Grunde ihres Herzens, die Kirche möchte zunächst manches nachlassen und ihm erlassen, daß er sich selbst in seiner vermeintlichen Autonomie aufgeben muß. So vermag keiner den anderen völlig zu binden, und man begegnet sich weiterhin im Vorhof. Hiervon heben sich die nicht selten anzutreffenden Menschen ab, die nichts mehr von Evangelium wußten und heute von seiner Wahrheit aufs neue ergriffen werden. An ihnen tritt die rückläufige Tendenz der Abkehrbewegung von der Kirche zu Tage.

Dr. Heinz Dähnhardt, Hamburg-Bergedorf.

## Die Wandlung

Niemand, der das kirchliche Leben der Gegenwart aufmerksam verfolgt, wird sich dem Eindruck entziehen können, daß in der Kirche der Reformation ein neues Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Welt, ihrem Leben und ihren Ordnungen erwacht ist.

Im 19. Jahrhundert hatte die Kirche den großangelegten Versuch gemacht, sozusagen eine Harmonie zwischen sich und der Welt herzustellen. Sie

erstrebte — wer will sie darum schelten? — die Durchdringung der Welt mit den Kräften des Christentums und bediente sich dabei jedes Mittels, das die Welt geneigt machen konnte, sich dieser aufbauenden Macht zu öffnen. Wenn dies Ziel trotz des daran gewandten Einsatzes unerreicht blieb, so hatte das seinen tiefsten Grund darin, daß die Kirche den ihr gewordenen Auftrag falsch verstanden hatte. In ihrem Fortschrittsoptimismus gab sie ihre Eigenart mehr und mehr preis, verlor in dem Willen, sich der Welt anzugleichen, ständig an Boden, mußte, unanerkant zu werden, immer größere Zugeständnisse machen und erntete am Ende statt einer christlichen Welt eine verweltlichte Kirche und ein säkularisiertes Christentum.

Schon seit dem ersten Weltkrieg bahute sich jedoch eine bemerkenswerte Änderung in der Stellung der Kirche zur Welt an. Aus dem unfruchtbaren Zueinander beider wurde nach und nach ein polares Gegenüber. Die Kirche erkannte, daß sie ihre Botschaft von Menschenmeinungen freihalten muß, daß ihr ein „Wort“ aufgetragen ist, das sie nicht wandeln und den jeweiligen Zeitverhältnissen anpassen darf, ein Wort, das über ihr steht und auch sie selbst verpflichtet. Das neue Hören der Kirche auf dies Wort Gottes bereitete dem Kulturprotestantismus des 19. Jahrhunderts ein langsames Ende. Im sogenannten Kirchenkampf hat er noch einmal versucht, das ganze Leben in Kirche und Volk zu gestalten, aber ohne Erfolg. Heute ist es uns zu einer selbstverständlichen Erkenntnis geworden, daß die Kirche Kirche sein und bleiben muß, der „einsame Vogel auf dem Dach“, der sein Liedlein singt, auch wenn niemand es beachten und hören sollte.

Tiefe Selbstbesinnung der Kirche schließt aber das Wissen um ihre Sendung an die Welt keineswegs aus. Im Gegenteil. Erst seit sie sich ihrer Eigenart wieder bewußt geworden ist, ist auch die Frage nach ihrem Auftrag wieder in den Vordergrund gerückt. Immer neu wird sie von der Sorge bewegt, die rechten Wege und Mittel zu finden, um ihrer Sendung gerecht zu werden. Man kann geradezu von einem neuen missionarischen Willen der Kirche sprechen und bei aufmerksamem Zusehen etwas davon erfahren, wie eine „junge Kirche“ wieder um den „Geist der ersten Zeugen“ ringt.

Dabei steht sie im vollen Bewußtsein ihrer Andersartigkeit der Welt gegenüber. Sie entschuldigt ihr Dasein nicht mehr, sucht sich auch nicht mehr dadurch salonfähig zu machen, daß sie etwa darauf hinweist, daß doch auch die Großen im Reich des Geistes dem Christentum ihren Tribut gezollt haben, sondern sie trägt einfach das ihr gegebene Wort Gottes vor, ja, sie greift an, wie man einen Kranken rütteln und schütteln kann, der sich nur allzu schnell der Resignation und dem Tode hingeben will. Aus diesem „Angriff“ spricht jedoch eine Liebe, die nicht sehen kann, daß der Bruder stirbt und die Welt an ihrer Richtungs- und Ordnungslosigkeit zu Grunde gehen will. Wie die erste Frage, die in der Geschichte der Menschheit gestellt wurde, nicht die Frage des Menschen nach Gott, sondern die Frage Gottes nach dem Menschen war, so blickt die Kirche auch heute in die leidverzerren Züge der Welt und erneuert in Gottes Namen eben diese Frage: „Adam (das ist der Mensch!), wo bist du (hingekommen)?" Und wie einst Gott den Menschen im selbstgewählten Versteck aufzuspüren unternahm, so gibt es auch für die Kirche der Gegenwart kein Lebensgebiet, mit dem sie sich nicht beschäftigt oder doch beschäftigen müßte, um an jedem Ort eben diese Frage zu stellen und dem verlorenen Menschen den Weg der Hilfe aufzuzeigen. Die evangelischen Akademien in Bad Boll und Hermannsburg, in Echzell und Hemer, die kirchlichen Schulen hin und her in deutschen Landen und auch unsere „Evangelischen Wochen“ sind ein Ausdruck dieses Willens, Politikern und Wirtschaftlern, Ärzten und Juristen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern, parteigebundenem und parteilošem Denken mit dem Wort Gottes zu begegnen. Wir wissen dabei wohl, daß dieses Mühen nicht von jedem verstanden wird. Neben denen, die lange schon

nach einer das wirkliche Leben angreifenden kirchlichen Verkündigung ausgehau haben, stehen andere, die es der Kirche verwehren wollen, so konkreter zu werden. Diese Abwehr wäre verständlich, wenn die Kirche die Absicht hätte, in ihrem Einsatz mit anderen verwandten Bestrebungen in Konkurrenz zu treten. Wenn sie also doch wieder eine „christliche Welt“ anstreben würde. Aber das ist nicht ihres Amtes. Sie will vielmehr nichts anderes, als „die Stimme des Predigers in der Wüste“ sein, die in die große Wandlung ruft, damit jeder, der diesen Ruf vernimmt und ihm folgt, fortan auf seinem Wege, in seinem Beruf, in dem Sektor des öffentlichen Lebens, den er zu bauen verpflichtet ist, aus einer neuen Grundeinstellung heraus an seine Arbeit geht. Darum geht es, daß hier und da Männer und Frauen aufstehen, die als Christen ihr Werk treiben, vor der Schulkasse oder auf der Kanzel, im Rathaus oder im Parlament, am Ladentisch oder in der Aktionärsversammlung. Auch die „Evangelische Woche“ will uns wieder dazu aufrufen, den Anspruch Gottes an unser Leben anzuerkennen und der Herrschaft Jesu Christi untertan zu sein. Wo ein Mensch sich in Gericht und Gnade unter Gott gestellt sieht, da hebt die große Wandlung an, die wir erleben. Wo das Wort Gottes unsere Herzen erobert und unseren Willen lenkt, da gibt es ein neues Beginnen.

Dürfen wir darauf hoffen? — Eine andere Möglichkeit der Rettung gibt es nicht! — So dürfen wir uns also nicht beklagen und überall sonst nach der Ursache unserer Not suchen. Hier allein liegt sie. Der neue Weg aber fängt bei dir selber an! Daß es zu jener Aufbruchsbewegung gegen den Zerfall komme, das muß zunächst deine Sorge sein!

Bischof Reinhard Wester, Flensburg.

## Kirche und öffentliches Leben

In der Götterdämmerung unserer Tage haben viele Menschen wieder begonnen, nach der Kirche zu fragen als der Größe, die von dem Zusammenbruch nicht so stark betroffen ist, wie so viele andere Größen des äußeren und des inneren Lebens. Allerlei Erwartungen, Anregungen und Forderungen werden an die Kirche herangebracht; manchmal gehen sie ins Phantastische und Utopische. Weil in Deutschland kein Staat mehr vorhanden ist, traut man der Kirche einen entscheidenden Beitrag zur Lösung der schwersten politischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme zu. Dabei spielt die utilitaristisch-pragmatische Denkgewohnheit des modernen Menschen eine Rolle: die Wahrheit müsse sich in der Nützlichkeit bewähren, und gerechtfertigt sei, was sich nach zeitlichen, d. h. nach innerweltlichen und zeitgemäßen Wertungen, als leistungsfähig erweist; wenn die Kirche göttliche Wahrheit zu bringen habe, müsse diese sich als eine Kraft der Heilung und Rettung für das kulturelle, soziale und politische Leben bewähren. Es bedürfte einer längeren Darlegung, um Recht und Unrecht dieser Meinung abzumägen. Jedoch kann so viel auch ohne längere Überlegung gesagt werden, daß es eine Verkennung des Wesens und des Auftrags der Kirche ist, wenn man sie als Mittel zur Erreichung irdischer Zwecke ansehen und brauchen will. Das Wort Gottes und die Kirche, die in der Welt die Ehre Gottes bezeugt, stehen außerhalb des irdischen Zweckdenkens. Die Kirche hat nicht ein irdisches Reich zu bauen, sondern das Reich Gottes; die Kirche hat nicht ein zerbrochenes Volk oder eine verkaufte Kultur zu erretten, sondern die Rettung des in dieser Welt verlorenen Menschen durch Gottes Erlösung für sein ewiges Reich zu verkündigen. Die Kirche erhebt den Ruf Jesu Christi: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes“, und „Eins ist not“: „Glaube an den Herrn

Jesus Christus, dann wirst du selig“. Selig werden heißt im biblisch kirchlichen Sprachgebrauch Gerettetwerden, nicht zu einem irdisch befriedigenden Dasein, sondern zum ewigen Leben.

Nun aber hat die Errettung des Menschen zum Reich Gottes auch Wirkungen für das irdische Leben. Jesu Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes“ hat als Fortsetzung die Verheißung bei sich: „So wird euch das Übrige zufallen!“ Das Wort Gottes umfaßt nicht nur das Evangelium der Errettung, sondern auch das Gesetz Gottes, also eine Ordnung dieses Lebens. Das Wort Gottes, das Fleisch geworden ist, drängt auf leibliche Gestaltung durch die Kirche, so daß die Kirche zur geschichtlichen Größe wird, irdisches Leben formend und bestimmend.

Die geschichtliche und gestaltende Wirkung der Kirche hat einst im Mittelalter die Kirche zum Hort und Gerüst einer abendländischen Einheitskultur gemacht, und die Erinnerung an diese Stellung der Kirche ist es, die sich heute wieder stark regt und Sehnsucht nach einer Erneuerung des verwüsteten Abendlandes aus der Kraft des Christentums erweckt. Im Mittelalter beherrschte das christliche Sittengesetz das ganze Leben: Kaiser und Könige wurden in der Kirche gesalbt und gekrönt; öffentliche Ämter konnten nur von Christen geführt werden; die Schule war Bestandteil der Kirche; die Handwerksinnungen der Städte, die Knechte und Mägde auf dem Dorf hatten ihren festen Platz in der Kirche usw. Die ganze Ordnung des Lebens war religiös gebunden, Gottlosigkeit als öffentliche Erscheinung war unbekannt, Gotteslästerung strafbar. Wenn auch, wie in allen Zeiten der Menschheitsgeschichte, gegen Gottes Gebot geündigt wurde, wenn auch die heilige Ordnung se und dann gebrochen wurde, so stand im öffentlichen Bewußtsein doch der Maßstab fest. Eine christliche Obrigkeit sorgte dafür, daß alles nach diesem Maßstab ging. Der Einzelne stand nicht vor der Frage, ob er sich christlich verhalten solle oder nicht; er war getragen und gebunden in der allgemeinen Ordnung.

Diese allgemeine Ordnung ist zerbrochen. Seitdem die französische Revolution von 1789 die Idee der Freiheit zum Grundsatz des öffentlichen Lebens machte, wird der Einzelne, wenigstens dem Anspruch und der Idee nach, nicht mehr in eine überlieferte und unfragliche Ordnung hineingeboren, sondern er muß selber die Fragen des öffentlichen Lebens durch sein gesellschaftliches und politisches Verhalten entscheiden. Seitdem gibt es das Getriebe des demokratischen Lebens, den Wechsel von Weltanschauungen und Parteien und die Freiheit zur öffentlichen Auswirkung auch der nichtchristlichen und antichristlichen Gewalten. Seitdem haben die christlichen Maßstäbe keine allgemeine Geltung mehr. Die Folge war die Verweltlichung des öffentlichen Lebens: Staat, Politik, Wirtschaft, Recht, Kulturpflege, Wissenschaft und Bildung ufm. folgten der jedem Gebiet angeblich innewohnenden eigenen Gesetzmäßigkeit.

Das Sichfreimachen von der religiösen Bindung und die daraus folgende Verweltlichung führte in die große Kulturkrise und Katastrophe, in der wir heute stehen. Wir sollen nun in einer Trümmerwelt unser Leben wieder neu bauen. Aber wir können das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen, nicht zurückkehren etwa zum alten christlichen Obrkeitsstaat und zur mittelalterlichen Lebensordnung. Wir können nicht anders als mit den einmal gewordenen Verhältnissen rechnen, das heißt mit der demokratischen Struktur unseres gesamten öffentlichen Lebens. Wir sind als Christen gefragt, ob und wie wir uns dabei beteiligen wollen.

Die Frage wird unter Christen verschieden beantwortet. Entsprechend der eingangs dargelegten Art des Wortes Gottes, das den Menschen über die Welt hinausweist und ihn doch in der Welt zu einem bestimmten Verhalten verpflichtet, sind zwei Antworten möglich. Entweder lehnt der Christ die Verantwortung und Beteiligung im öffentlichen Leben ab, oder

er erkennt eine christliche Verantwortung im öffentlichen Leben an. Die Enthaltamen machen geltend, daß die aktive Teilnahme an öffentlichen Dingen eine tödliche Gefahr für das innere Leben in sich schließe. Auch bewiesen die traurigen Erfahrungen, die die Christenheit mit den politischen Parteien gemacht hätte, daß hier zwei Größen auseinanderklaffen und zwar aus innerer Zwangsläufigkeit. Die anderen Christen aber halten verantwortliche Teilnahme am öffentlichen Leben für richtig, trotz schwerer Bedenken und bitterer Erfahrungen. — Die Frage muß grundsätzlich von der Bibel, und in zweiter Linie von den Erfahrungen der Geschichte her entschieden werden.

Was die Bibel anbelangt, so beschränke ich mich auf zwei Eckpfeiler der evangelischen Botschaft; der erste ist das Weihnachtsevangelium: „Das Wort Gottes ward Fleisch“. Gott also tritt in das fleischliche, natürlich-irdische Leben ein, um es zu erlösen und zu heiligen. In dem Ganzen des natürlichen Lebens sind natürlich auch die Gebiete des öffentlichen Lebens mit eingeschlossen. — Der zweite Eckpfeiler ist das Himmelfahrtsevangelium, wie es etwa im Epheserbrief (1, 20—23) verkündet wird: Daß Christus gesetzt ist zur Rechten des Vaters im Himmel über alle Fürstentümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was genannt mag werden, und daß alle Dinge unter seine Füße getan seien. Hier wird also die totale Herrschaft Christi proklamiert, vor der kein Bereich der Wirklichkeit verschlossen ist. Sein Wille aber kommt in der Wirklichkeit dadurch zur Geltung, daß seine Gläubigen ihn zu Gehör bringen und an ihrem Teil durchführen. Daraus folgt, daß die Gemeinde Jesu Christi eine Verantwortung trägt für die öffentlichen Dinge und sich nicht ausschließlich auf die Pflege des inneren Lebens beschränken darf.

Zur biblischen Bestimmung tritt die Erfahrung der jüngsten Geschichte. Diese besteht darin, daß die Katastrophe des Nationalsozialismus wahrscheinlich nicht eingetreten wäre, wenn das Christentum eine stärkere öffentliche Macht gewesen wäre. Die Beschränkung der Kirche auf einen religiös-persönlichen Lebensausschnitt, die Preisgabe des weltlichen Lebens an seine vorgebliche Eigengesetzlichkeit tragen mit Schuld an der Überwucherung der Eigengesetzlichkeit des Weltlebens bis zur Katastrophe. Die evangelische Kirche hat in der Stuttgarter Erklärung von 1945 dafür öffentlich ihre Schuld bekannt und sieht nun in neuer Weise ihre Verantwortung in der Gestaltung des öffentlichen Lebens.

Wenn es also feststeht, daß die Kirche von Gottes wegen einen Auftrag in die Öffentlichkeit hinein hat, so ist doch noch die Frage offen, wie dieser Auftrag zu erfüllen ist. Diese Frage ist gegenwärtig Gegenstand lebhafter Verhandlungen in der evangelischen Kirche. Dabei ist jedenfalls so viel klar geworden, daß die evangelische Kirche sich von zwei Formen eines christlichen Öffentlichkeitsanspruches abzuheben hat: von der Form eines Kulturprotestantismus und von der Form des Katholizismus. Der Kulturprotestantismus ist das Erzeugnis des kirchlich-theologischen Liberalismus, der das Wort Gottes von irdisch-menschlichen Maßstäben her zu kritisieren unternahm. Die Erweichung der christlichen Predigt durch den Kulturprotestantismus sollte dem christlichen Einfluß einen leichteren Zugang in der modernen Welt verschaffen. Tatsächlich aber ist auf diesem Wege weder dem Anspruch Gottes noch der wirklichen Welt geholfen worden. Der Kulturprotestantismus verstand das Reich Gottes als das Ziel der innergeschichtlichen Entwicklung, während es in der biblischen Botschaft die alle geschichtliche Entwicklung durchkreuzende Tat Gottes ist. Das Reich Gottes wird im Kulturprotestantismus verweltlicht zu dem Produkt menschlichen Fortschritts; es wird etwa vorgestellt als ein Reich reiner Sittlichkeit, der Humanität, der sozialen Gerechtigkeit und des Völkerfriedens — alles Werte, die der Mensch durch strebendes

Bemühen selber realisieren werde. Der Verweltlichung des Reichgottesbegriffs entspricht auf der anderen Seite eine falsche religiöse Verklärung der Welt. Irdische Werte und Wahrheiten werden übersteigert und bekommen einen göttlichen Rang; ihre „zeitlose“ Geltung wird verwechselt mit dem „Ewigen“, welches in der religiösen Sprache das Göttliche meint im Unterschied zu allen, auch den höchsten irdischen Werten. So konnten Begriffe wie Fortschritt, Humanität, Persönlichkeit, Kultur geradezu wie Gottheiten empfunden und verkündet werden, konnten Wortbildungen wie „Ewiges Volk“, „Heiliges Deutschland“ mit religiösem Ernst vorgetragen werden. Was also dem Reich Gottes entzogen wurde, wurde den weltlichen Werten zugelegt; das war die Verleugnung des ersten Gebotes. Dahin gehört auch, daß im Kulturprotestantismus die Gebote Gottes von Gott selbst losgelöst wurden, so daß sie nun als an sich geltende Moralsätze zu bestehen bleiben schienen. Aber damit war die Möglichkeit gegeben, daß in die losgerissenen Gebote andere, nicht christliche und nicht religiöse Motive eintraten. An Stelle der Geltung der Gebote durch den Willen Gottes trat etwa der Nachweis ihrer sozialen Brauchbarkeit, oder man versuchte zu beweisen, daß Jesus deshalb doch ganz annehmbar sei, weil er ein hervorragender Sittenlehrer oder ein hervorragender Sozialist oder das Urbild eines arischen Helden gewesen sei. So konnten sich absolut unchristliche Ideen und Mächte christlich tarnen und in der Tarnung die erfolgreichste Säkularisation (= Verweltlichung) betreiben. Nach der Seite Gottes aber wurde die Sünde begangen, daß man nicht Gott selbst einen Anspruch auf die Welt zubilligte, sondern den von ihm abgelösten Geboten. Jesus also sollte nicht mehr durch das ihm Eigene, nämlich durch seine göttliche Sendung herrschen, sondern nur durch allerlei Weisheiten, die ihre Geltung begründeten durch das, was sie mit anderen menschlichen Ethiken gemeinsam hatten. So wurde also auch auf diesem Wege Gott die Ehre genommen und den Menschen gegeben. So war denn auch der Erfolg des Kulturprotestantismus nur eine Säkularisation des Christentums und eine Preisgabe des wahren Öffentlichkeitsanspruches des Wortes Gottes.

In ganz anderer Weise ist der Öffentlichkeitsanspruch der Kirche durch den Katholizismus vorgetragen worden, in einer Weise, die bekanntlich in der Welt Eindruck macht und mit ihrer Selbstgewißheit bei vielen Protestanten Neidgefühle zu erwecken pflegt. Das katholische Denken beruht auf dem Naturrecht. Das Naturrecht bejaht einerseits: Die Welt als Gottes Schöpfung ist ein Spiegelbild des göttlichen Seins (analogia entis). Die ursprüngliche göttliche Ordnung der Welt ist vorhanden und erkennbar; auch der Sündenfall hat daran nichts Entscheidendes geändert. Alle Lebensgebiete stehen in einem großen Ordnungszusammenhang; jedes einzelne Lebensgebiet (Politik, Wirtschaft, Philosophie, Kunst, Erziehung usw.) hat darin seinen Platz und kann von daher abgeleitet und normiert werden. Auf der anderen Seite sieht der Mensch, der mit der Fähigkeit begabt ist, die Ordnung des Seins zu erkennen. Denn auch der Mensch ist durch den Sündenfall nicht in seinem Wesen betroffen. Die menschliche Vernunft ist nach katholischer Anthropologie (= Lehre vom Menschen) relativ intakt geblieben und in stände, die göttliche Ordnung der Schöpfung zu erkennen und durch diese Erkenntnis das richtige Handeln zu bewirken. Er kann mit seinem Verstand die Ziele erkennen, die in der Schöpfungsordnung angelegt sind, und daraus ganz konkrete Richtlinien seines, Wirtens in der Welt entnehmen. Demgegenüber hat es die evangelische Kirche schwieriger. Es ist ihre von der katholischen grundsätzlich unterschiedene Lehre, daß es in dieser Welt keine dem Sündenfall entrückte Zone gibt, weder in der außer-menschlichen noch in der menschlichen Natur. Man kann in der Welt keine klare Scheidung finden zwischen dem, was ursprüngliche „Schöpfung“ und

zwischen dem, was „Sünde“ ist. Es sind mithin in dem Bestande dieser Welt keine Spuren einer reinen Seinsordnung mehr zu finden, die als Urstandsreste über den Sündenfall hinübergerettet wären. Gutes und Böses liegt verworren ineinander; das Böse sitzt nicht etwa nur in der Materie oder in der verdorbenen menschlichen Gesellschaft, sondern ist immer gegenwärtig als die große Störung, im menschlichen wie im außermenschlichen Bereich. Es gibt daher keine heilige Ordnung des Seins wie im katholischen Naturrecht, die unabhängig vom Zwischenfall der Sünde zu erkennen wäre. Es gibt aber auch keine Sachgebiete von eigengesetzlicher Struktur, die von der menschlichen Verantwortung abgelöst und wertneutral wären. Nein, diese Welt ist der Non zwischen Sündenfall und Gericht, nicht mehr Gottes, sondern Adams Spiegelbild, daher nicht eindeutig, sondern zweideutig in all ihren Ordnungen. Zweideutig ist z. B. die Ordnung der Ehe, von der Jesus sagt: Eigentlich gilt „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden“, aber um eures Herzens Härte willen hat Mose die Scheidung zugelassen. Zweideutig ist auch die Ordnung des Staates, der nach Röm. 13 die große Ordnungsmacht ist, nach Off. 13 das Tier aus dem Abgrund. Zweideutig ist auch die Technik, die einerseits unter dem Befehl von 1. Mos. 1, 28 steht „Machet euch die Erde untertan!“, und die andererseits in ihrer modernen Entfaltung zur Macht des Verderbens geworden zu sein scheint. Diese Zweideutigkeit beruht auf dem vorhin Gesagten, daß die Gestalt dieser Welt das Spiegelbild des gefallenen Adam ist. Das Schicksal des Menschen, sein Sündenfall, ist für den ganzen Aufriß des menschlichen Daseins ebenso bestimmend wie seine Selzung von Gott her, wobei aber die Grenze zwischen Schöpfung und Sünde nicht aufweisbar ist.

Daher kann evangelisches Denken im Unterschied vom katholischen nicht ausgehen von der gegenständlichen Welt, um dort nach Schöpfungsresten und Normen zu suchen. Sondern es richtet sich auf den Menschen, der vor Gott steht, und auf sein Wirken in der Geschichte. Es geht von den Geboten Gottes aus, die an den Menschen gerichtet sind und die keine positiven Regeln, Gesetze oder Ordnungen für die verschiedenen Lebensgebiete enthalten, sondern Verbote: „Du sollst nicht ehebrechen, töten, stehlen, verkleunden, begehren usw.“ Es wird also im Gesetz Gottes der sündige Mensch vorausgesetzt, der von Natur aus neigt zum Töten, Ehebrechen, Stehlen usw., und dem durch die Gebote Begrenzungen, Schranken und Geländer gegeben werden, zwischen denen er seinen Weg finden kann. D. h.: das Gebot Gottes legt die Menschen nicht positiv fest auf gewisse Normalformen des staatlichen, wirtschaftlichen, sozialen, wissenschaftlichen usw. Lebens, sondern bezeichnet nur Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen, innerhalb deren jedoch eine gewisse Freiheit der Gestaltung herrscht.

Evangelisches Wirken in die Öffentlichkeit hinein wird also nicht die gesetzliche Gestalt der katholischen Forderungen haben, sondern wird die Verantwortlichkeit der menschlichen Person in den Vordergrund rücken und dabei betonen, daß alles, was außerhalb dieser Verantwortung geschieht, zur Unordnung führen muß. Alle scheinbare Eigengesetzlichkeit der Lebensgebiete ist erst eine Folge der Verkenntung menschlicher Verantwortung vor Gott. Evangelisches Denken wird daher in alle Sachgebiete der geschichtlichen Wirklichkeit vordringen bis zu der Tiefe hin, wo scheinbar objektive Gesetzmäßigkeiten erkennbar werden als Spiegelung von Tugenden des alten Adams. Dann kann eine neue sachlich tief begründete Predigt des metanoie („tut Buße“), des Rufes zur Umkehr, Umkehr und Rückkehr zu Gott beginnen. Wie der Mensch dann auf diesen Ruf antwortet, das macht sein zeitliches und ewiges Schicksal aus.

Bischof D. Wilhelm Galfmann, Kiel.

## Die Ökumene

Gibt es für Flensburg eine besondere ökumenische Frage? Man müßte das verneinen. Denn Ökumene meint eigentlich das Verhältnis von solchen Kirchen zueinander, die ein verschiedenes Bekenntnis haben. In Flensburg treffen sich die evangelische deutsche und die evangelische dänische Kirche, und beide sind an das lutherische Bekenntnis gebunden. Darum sollte eigentlich in Flensburg von einer besonderen ökumenischen Situation nicht geredet werden.

Und doch muß man sagen, daß in Flensburg eine ökumenische Situation besteht. Denn ich bezweifle, daß das Verhältnis beider Kirchen sehr viel anders wäre, als es ist, wenn beide nicht das gleiche Bekenntnis hätten. Woran liegt das?

In den letzten Jahrhunderten haben sich in die kirchlichen Belange so viele fremde Elemente eingeschoben, daß sie von den eigentlich kirchlichen Elementen kaum noch zu unterscheiden sind, ja diese vielfach überwuchern. So kommt es, daß sich Kirchen gleichen Bekenntnisses oft fremder gegenüber treten, als es ihr Bekenntnis zuläßt. Die Kirchen des mitteleuropäischen Raumes standen durch Jahrhunderte unter dem landesherrlichen Kirchenregiment. In Dänemark besteht dies noch deutlicher als in den deutschen Ländern. Aber wir würden uns sehr täuschen, wenn wir Deutschen meinten, wir hätten diese Periode völlig überwunden.

Denn seit dem Bestehen des landesherrlichen Kirchenregiments kam ein neuer Nationalismus auf, der alle europäischen Länder, aber auch außereuropäische Länder überflutet. Die Christen bleiben nicht frei von diesem Einfluß und sollen ja auch dem Vaterlande geben, was des Vaterlandes ist.

Aber es wächst doch auch in allen Landen der Wille der Christen, alle nationalen Gefühle beherrschen zu lassen von der Macht und dem Willen Christi. In dieser Übung stehen wir heute alle. Wer wollte sagen, daß er dem anderen weit vorausgeeilt sei? Wir sind alle Bettler, und wir sind Anfänger.

Die Evangelische Woche will den Herrschaftsanspruch Christi zur Geltung bringen auf allen Gebieten des Lebens. Darum sucht sie alle zu umfassen und aus der mehr ökumenischen Beziehung, wie sie an der Grenze leicht entstehen will, die Beziehung zwischen zwei Diözesen derselben Kirche werden zu lassen. Dieser Wille ist eine besondere Verheißung, die auf den Evangelischen Wochen in Flensburg ruht.

D. Asmussen DD., Schwäbisch-Gmünd

## Ein offenes Freundeswort

Professor Dr. Julius Bodensiek, der seit dem Zusammenbruch in Deutschland als der Beauftragte des Präsidenten Truman für die Angelegenheiten der Evangelischen Kirchen gewirkt hat und jetzt zum Bedauern des großen Freundeskreises, den er in Deutschland gewann, wieder nach Amerika zurückkehrt, hat auf der Deutschen Evangelischen Woche in Frankfurt ein Gruß- und Abschiedswort an die dort Versammelten gerichtet, in dem er das schon oft ausgesprochene Bekenntnis der glaubensbrüderlichen Verbundenheit mit den deutschen Kirchen erneuerte und sein warmherziges Verständnis für die deutsche Not bezeugte, aber auch seine kritische Haltung gegenüber manchen Erscheinungen im kirchlichen Leben nicht verschwiegen. Seine Grußworte, die er als Abgesandter der amerikanischen Kirchen an die Glaubensbrüder in Deutschland oftmals habe überbringen dürfen, seien niemals gemeint gewesen als begeisterte Zurufe aus dem Zuschauerkreis, die die Kämpfer in der Arena zu noch ärgeren Anstrengungen anfeuern sollten, oder als Trostworte und Mahnungen zur geduldigen Ausdauer im Leid, sondern, so sagte Bodensiek wörtlich, „mit mir wissen viele nachdenkliche Glaubensbrüder in Amerika, daß wir selber mit in der

staufigen Arena stehen, Schulter an Schulter mit euch, und daß wir selber Trost und Mahnung bedürfen und vor allen Dingen, genau so wie ihr, Vergebung unserer Schuld". Auf die deutsche Schuldfrage eingehend, erklärte Bodensieck: „Ich bin der Meinung, daß von Schuld nur sprechen darf, wer sich selbst vor Gott schuldig weiß und bekennt. Wenn Ihr, liebe Brüder, Gott eure Schuld bekennt, dann frage ich Euch: Ist da noch Platz frei für mich? Ich gehöre neben Euch, bin Euer Bruder, habe mich an Gott und meinen Mitmenschen vielfältig versündigt, bin aus demselben Holz wie Ihr geschnitten, bin in gleicher Verdammnis, bekenne dieselben Sünden des Ungehorsams, Unglaubens und der Lieblosigkeit, traue aber auf das eine Verdienst unseres Heilandes Jesu Christi, der alle unsere Sünden aus Holz getragen und uns zu Gottes lieben Kindern gemacht hat“.

Prof. Bodensieck ging dann auf einige Erscheinungen ein, die ihm im deutschen Kirchenwesen unliebsam aufgefallen seien. Seine offene und freimütige Kritik wird innerhalb der deutschen Kirchen um so mehr verstanden werden, als sie von einem aufrichtigen Freund der deutschen Sache kommt. Wir geben den betreffenden Abschnitt aus der Frankfurter Rede Professor Bodensiecks im Wortlaut wieder:

„Die evangelische Kirche in Deutschland sollte, anstatt immerfort ihre Kräfte auf Organisation, Ordnungen, Grundordnungen zu verschwenden, mit ganz anderer Energie volksmissionarisch tätig sein. In meinem Lande und in meiner Kirche wird von jedem Pastor erwartet, daß er auch Missionar ist. Die Zeit ist reif dafür: die Herzen sind gelockert; viele Menschen warten nur auf das rechte Wort. Die richtige Form des Wortes muß jetzt gefunden werden, so daß sich der Hörer angesprochen fühlt.

Weiter vermisse ich die allgemeine Mitarbeit der Laien an den Werken und Aufgaben der Kirche. Das ist besonders zu bedauern in einer Kirche, die doch das allgemeine Priestertum der Gläubigen seit ihren ersten Tagen als eines ihrer Kardinalprinzipien aufgestellt hat. Ohne die tatkräftige Mitarbeit der Laien können die Aufgaben der Kirche überhaupt nicht in Angriff genommen, geschweige denn gelöst werden.

Ich habe weiter mancherlei Bedenken, wenn ich auf die Ausbildung der Pastoren sehe. Wissenschaftliche, theoretische Ausbildung in Ehren, aber wie kläglich steht es um die praktische Vorbereitung der jungen Theologen für das Amt, für diesen eminent praktischen Beruf! Ansätze zur Besserung sind hier und dort zu sehen, aber es scheint mir, als ob auf diesem Gebiet die Kirche nicht Herr im Hause ist und zu zaghaft mit einer Reform des Vorbereitungswesens vorangeht.

Leid tut mir auch, wenn ich beobachten muß, in wie unfreundlicher und rechtshaberlicher Weise deutsche Theologen gegeneinander zu Felde ziehen. Ich muß gestehen, daß mir dieser Ton der Debatte, als ich ihn zunächst auf der politischen Ebene bemerkte, eine sehr unliebsame Enthüllung war; als ich aber sah, daß auch Theologen sich dieses Tons bedienen, war ich doch sehr betrübt. Brüder, müßt ihr denn wirklich jeden Andersdenkenden verdächtigen, nur um eure eigene Meinung glaubwürdiger zu machen?

Sodann bin ich der Meinung, daß es verkehrt ist, so viel Pflichten und Ämter auf einige wenige Männer zu konzentrieren. Das ist weder für die Person gut, noch heilsam für die Sache; es ist aber auch nicht notwendig bei der großen Zahl von ausgezeichneten Köpfen, über die die evangelische Kirche in Deutschland verfügt.

Schließlich möchte ich noch erwähnen, wie sonderbar mich manche Klagen berührten, als ob die Kirche bedrückt sei. Ich will nicht davon reden, daß Zeiten des Drucks und der Not gewöhnlich Zeiten des Segens für die Kirche sind, sondern ich möchte darauf hinweisen, daß manches, was als Bedrückung angesehen und beklagt wird, in Wirklichkeit Befreiung ist. Wenn in der Diözese in manchen Ländern keine Geldzuschüsse für gewisse

kirchliche Zwecke vom Staate mehr gewährt werden, so ist das doch eine Befreiung von einer ganz unwürdigen Bindung der Kirche an den Staat. Oder wenn in den Schulen mancher Gegenden Deutschlands kein Religionsunterricht mehr gegeben werden darf, so bedeutet das auch eine Befreiung; denn nun kann die Kirche ihre eigenen und die geeigneten Lehrer ausbilden und bekommt ganz ungeahnte Möglichkeiten für die Erziehung der Jugend, für wirkliche Zucht und Vermahnung im Herrn. Ist das nicht euer Ziel? eine freie Kirche in einem freien Staat?“

Prof. Bodensieck schloß seine Ansprache mit dem Hinweis auf die Erfahrungen, die er in den Jahren seines Aufenthalts in Deutschland gemacht habe und die er dankbar mit nach Hause nehmen werde, um sie seinen Landsleuten zu verkündigen „in der Hoffnung, daß sie diese Lehren annehmen und befolgen, ehe es zu spät ist“.

1. Ich sehe, daß die Christenheit Deutschlands gründlich davon geheilt ist, ihr Vertrauen in irgendeinen -ismus, auf irgendeine Macht, auf irgendeine Person zu setzen, sondern Heil und Hilfe allein von dem erwartet, von dem es heißt: „Es ist in keinem andern Heil“.
2. Die Christen Deutschlands wissen, daß die furchtbare Zerstörung, deren Zeuge man hier allenthalben ist, die direkte Folge des Abfalls von Gott, der Vergöblichung des Menschen, der Anbetung des Erfolges, der völligen Säkularisation des Lebens gewesen ist.
3. Die Christen Deutschlands haben eingesehen, daß die Macht des Bösen in der Welt so groß ist, daß sie ganze Schichten eines Volkes umstricken und verführen kann, ja auch gerade solche Kreise, die sich gern ihrer hervorragenden Erleuchtung, ihrer tiefen Bildung, ihrer Humanität rühmten.
4. Ich finde auch, daß die Christen Deutschlands nach der langen Nacht der Verlogenheit nichts höher schätzen als die Wahrheit und sich nicht mit Halbwahrheiten und Kompromissen begnügen wollen. Von da aus erklärte ich mir auch die oftmals etwas erbitterten Ausdrücke im theologischen Gespräch; es geht eben um die Dinge, die absoluten Wert haben.
5. Ich glaube auch, daß die Christenheit Deutschlands auf dem rechten Weg zur Einigung der Kirche ist, wenn sie die einzelnen Bekenntnisse ganz ernst nimmt, anstatt an ihnen vorbeizugehen. Der Weg zur Einigung geht durch die Bekenntnisse hindurch, nicht an ihnen vorbei.
6. Ich habe eine ganz ergreifende Freiheit vom Irdischen unter den Christen und besonders unter Pfarrern gefunden. Man klagt nicht über den Verlust dessen, was man verloren hat, und seien es auch unerflekliche Dinge, sondern ist manchmal sogar froh geworden, so daß ich an das apostolische Wort im Philipperbrief 4. 12 denken muß.
7. Ich sehe, daß die Kirche Deutschlands neue Wege zu gehen bereit ist, auch wenn sie schwere Opfer kosten. Wenn z. B. in der Diözese 20 000 Laienkräfte sich als Religionslehrer einstellen lassen und sich noch besonderer Schulung unterwerfen, um dem Herrn der Kirche zu dienen, so ist das ein Zeugnis nicht nur für die Wirksamkeit starker geistlicher Kräfte, sondern auch für Lebendigkeit in der Führung der Kirchen im Osten Deutschlands, die vor neuen großen Aufgaben nicht feige zurückschrecken.
8. Ich habe zu meiner großen Freude beobachtet, daß man am Sonntagmorgen in Kirchen, wo lebendige Zeugen Jesu Christi das Wort Gottes lebensnah und verständlich predigen, keinen ordentlichen Platz mehr bekommt, wenn man nicht 15 oder 20 Minuten vor Beginn des Gottesdienstes da ist. Der Gottesdienstbesuch wurde mir ganz besonders eindrucksvoll in zerstörten Kirchen oder Sälen, durch deren zerbrochene

Fenster an kalten Tagen der Wind pfliff und wo die Gottesdienstbesucher ihre kalten Hände nur kümmerlich unter mitgebrachten Decken warmhalten konnten.

9. Auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst und besonders der Musik wird jetzt Hervorragendes geleistet. Die kirchliche Journalistik kommt wieder in Gang, und auch hier geht man zum Teil auf neuen Wegen, geradezu vorbildlich für andere Länder, weil man die Erkenntnis gewonnen hat, daß das alte ewig wahre Wort der heutigen Generation anders, eindringlicher, lebendiger, packender gesagt werden muß, als man es in vorigen Zeiten tat.
10. Die Evangelischen Akademien schließlich sind ein höchst vielversprechender Teil in der Gesamterneuerung der Kirche Deutschlands. Sie zu beschreiben und in Amerika ähnliche Veranstaltungen ins Leben zu rufen, wird mir ein ganz besonderes Anliegen sein, weil ich mit tiefen Befürchtungen die wachsende Entkirchlichung der sogenannten gebildeten Kreise meines Landes beobachte und uns Christen in Amerika alles daran liegen muß, diese Bewegung aufzuhalten. Wenn ich recht sehe, ist die Kirche Deutschlands mit Gottes Hilfe über den toten Punkt hinaus. Es geht aufwärts. Vertraut, liebe Brüder, auch weiter auf den Herrn, auf ihn allein, auf ihn ganz und gar! Das sei mein Gruß- und Abschiedswort."

(Aus dem Nachrichtendienst der Ev. Kirche von Westfalen vom 1. Juli 1948.)

## Das Diakonat der Gemeinden

Als in der Gemeinde der ersten Christen die Zahl der Armen, unter denen namentlich Witwen waren, zunahm, faßten die Apostel den Beschluß, sieben Männer zu ihrer Pflege einzusetzen. Sie selbst wollten sich beschränken auf die Verkündigung des göttlichen Wortes und die Spende der Sakramente und wollten, um der Zersplitterung durch Vielgeschäftigkeit vorzubeugen, die auf der Gemeinde des Herrn liegenden Verpflichtungen zur Barmherzigkeit an einen bestimmten Arbeitskreis übertragen. Diese sieben Männer führen im Neuen Testament den Namen Diakonen. Der Hervorragendste unter ihnen ist Stephanus, der dann der erste Blutzeuge des Herrn wurde und damit die unendliche Reihe jener Menschen einleitete, die in allen Zeiten der Kirchengeschichte die Wahrheit des christlichen Glaubens mit ihrem eigenen Blute bekräftigt haben.

Wie ist das alles einfach und klar wie Kristall! Muß man sich nicht schämen, diesem ganz eindeutigen Tatbestand überhaupt noch ein Wort der Erklärung hinzuzufügen? Man kann es nur dann, wenn man ausdrücklich voraussieht, daß es unsere eigene Schuld und zwar unsere wirklich recht beschämende Schuld ist, wenn man es hinzuzufügen muß. Zwar hat im Blick auf die Alten, Krüppel und Kranken der rheinische Pastor Theodor Riederer im 19. Jahrhundert das urchristliche Amt erneuert und das erste Diakonissenhaus gegründet. Zwar ist bald danach dasselbe Amt auch auf das männliche Geschlecht ausgedehnt und das erste Brüderhaus zur Ausbildung von Diakonen ins Leben gerufen worden, dem dann auch weitere gefolgt sind. Was wir aber allzusehr und nicht ohne die schlimmsten Folgen vergessen haben, war dies, daß das apostolische Amt des Diakonats aus der Gemeinde der Christen selbst hervorgegangen ist, nicht um ihr entnommen zu werden, sondern nur um als eine lebendige Funktion an ihrem sichtbaren Organismus und zugleich auch an dem unsichtbaren Leibe Christi um so deutlicher vor aller Augen und in aller Herzen zu bleiben. Oder meinen wir etwa, daß die Gemeinde der ersten Christen sich jeder Pflicht

zur Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber den armen Witwen in Zukunft enthoben geglaubt hat durch den einfachen Hinweis, daß dafür die Diakonen zuständig seien? Es sollte sich darum handeln, daß die Diakonen, die regelmäßig zu ver sehenden Pflichten in lückenloser Ordnung ausübten, aber nicht darum, die Glieder der Gemeinde von einer Pflicht zu entbinden, von der sie sich hätten gar nicht entbinden lassen dürfen, weil dies nichts anderes als die Abschnürung des Blutkreislaufes in dem Leibe der Kirche bedeutet hätte. Oder wäre etwa der barmherzige Samariter zu bedauern, weil es zu seinen Zeiten noch keine Diakonen gegeben habe, die er hätte verständigen und auf den unter die Räuber gefallenen Mann aufmerksam machen können, damit sie kämen und ihm erste Hilfe leisteten? Sehen, hinspringen und helfen, das war eins. Es gab keine Frage der Übertragbarkeit und Zuständigkeit. Wenn bei 20 Grad Kälte in tiefer Mitternacht ein Mensch an deine Türe klopft, der aus seinem Heim vertrieben und bis aufs Hemd ausgeplündert worden ist, dann kommst du ihn auch nicht an das rote Kreuz oder an die nächste Diakonissenstation verweisen.

Vielleicht wäre dies vor 20 Jahren noch eher möglich gewesen, wo solche Vorfälle ein außergewöhnliches Ereignis darstellten und die Zahl der Menschen, die innerhalb des Volksganzen der öffentlichen Fürsorge bedürftig waren, nicht mehr als 1% v. H. der Einwohnerchaft betrug. Jedermann weiß, daß und in welcher Weise sich die Verhältnisse grundlegend geändert haben. Aber kaum einer weiß, in welchem Ausmaß dies der Fall ist. Unter den aus dem Osten Vertriebenen überwiegen bei weitem die Alten, Frauen und Kinder, nachdem sehr viele Männer tot oder gefangen oder zu Zwangsarbeit festgehalten sind. Die große Zahl der Gefallenen sowie die auch nicht ganz kleine Zahl der noch immer fehlenden Kriegsgefangenen trägt das Ihre dazu bei, daß die arbeitsfähigen Menschen in Deutschland trotz aller Übervölkerung heute so erschreckend in der Minderheit sind. Sachverständige sagen, daß wir in Zukunft mit 40 v. H. Fürsorgebedürftigkeit unter unserer Bevölkerung zu rechnen haben werden. Eine wahrhaft erschreckende Zahl! Als sei unser Vaterland ein einziges großes Versorgungshaus!

Der Staat kann dieser Lage mit strengen Vorschriften begegnen, und sie werden durchweg aus dem Gefühl der Verantwortlichkeit entstanden sein, was ja auch wieder nur ein Ausfluß christlicher Überzeugungen ist und das ohne die Christianisierung Deutschlands vor 1000 Jahren heute in dieser Weise einfach nicht vorhanden wäre. Das ändert aber nichts daran, daß die Christenheit diese Lage als einen sehr strengen und ernststen Kommandoruf Gottes an sich verstehen muß. Zwar hat sie keine gesetzgebende Gewalt und kann keine Verfügungen erlassen, aber sie steht selbst unter einem Gesetz, das noch viel tiefer eingreift als es der Staat nur irgend könnte. Ihr oberster Herr und Erlöser, dem sie sich mit Leib und Seele zugehörig weiß, hat ihr die Geschichte vom barmherzigen Samariter nicht nur erzählt, sondern vorgelebt, mit seinem Leben besiegelt und ihr damit das Gesetz der unbedingten Barmherzigkeit und absichtslosen Hilfsbereitschaft so eingeklärt, daß es ihr Lebensgesetz geworden ist. Gewiß ist das Fundament der Christenheit der Glaube an den Erlöser, der Gehorsam gegen sein Wort und die Teilnahme an seinen Sakramenten; gemiß hat dieser Glaube ein tiefesinniges und weitverzweigtes System von einzelnen Glaubenssätzen entfaltet, das zu kennen und davon durchdrungen zu sein den Christen ausmacht; niemals aber ist daran gedacht, daß das Christenleben allein aus dem Anhören der Predigten und aus der Teilnahme am heiligen Abendmahl besteht und im übrigen recht untätig bleiben könnte. Alle Not sehen, ja sie tiefer erkennen als alle anderen, zuspringen und helfen und das alles so rasch und selbstverständlich, daß es nicht nur eine strenge staatliche Gesetzgebung erfordert, sondern ihr schon längst vorausgeeilt ist, daß gehört zum Lebens- und Grundgesetz der Christenheit. Lassen wir doch

den Fachleuten die schwere und strenge geistige Arbeit der Auseinandersetzung mit Weltanschauungen, an der sich die Geisteskraft unseres Glaubens immer neu erhartet, aber leben wir selbst einfach als Christen, d. h. als Menschen, die diesen erhärtenden Beweis durch ihr ganzes Leben bringen, sonst wird auch die beste Geistesarbeit für die Mehrzahl unserer Mitmenschen nicht mehr beweiskräftig sein.

Nun erkennen wir, daß es bei der Frage nach dem Diakonat der Gemeinden wirklich um die Existenzfrage der Christen in Deutschland geht, ja, wir erkennen noch mehr, daß wir vor dieser Frage alle in tiefe Schuld geraten sind und ein Verjagen auf uns geladen haben, das in seinen Folgen nicht ohne tragische Auswirkungen auf die Zukunft des Christentums in unserem Vaterland bleiben wird. Es ist gewiß eine gewagte Behauptung, und doch besteht sie zu recht: an unserem Verhalten gegenüber dem Elend und der Not der Gegenwart wird sich die Lebenskraft und damit das Daseinsrecht der Kirche in unserem Vaterland erweisen. So wenig es uns gelingt, den heimlichen Eigennutz in unseren Herzen Tag für Tag zu überwinden, so sehr werden wir damit uns und unserer Kirche das Zeugnis der Ohnmacht austellen; so viel wir uns praktisch rühren, helfen, opfern, ordnen und zugreifen, so viel Lebenskraft wird unser Glaube erweisen.

Aus dieser Erkenntnis ist vor drei Jahren das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland ins Leben gerufen worden. Es sollte die zeitgemäße Forderung sein, in der die diakonischen Kräfte der Kirche neu aufgerufen und zu gemeinsamem Handeln eingesetzt werden. Es sollte uns neu ins Gewissen geschrieben sein, daß sich das diakonische Amt nicht auf Diakonissenhäuser und Wohlfahrtsanstalten übertragen läßt. Es sollte unsere Gemeinden aus passiven Predigthörern zu tätigen und handelnden Gliedern verwandeln.

Es ist hier nicht der Ort, alles aufzuzählen, was auf diesem Weg in drei Jahren bereits erreicht worden ist; auch ist alles bisher Erreichte völlig ungenügend und nur der Anfang eines einmal eingeschlagenen Weges. Wir sollen nur erkennen, daß dieser Weg beschritten ist und daß sich an ihm die Zukunft der Kirche überhaupt entscheiden wird. Wir müssen alle, ein jeder für sich, die Folgerungen ziehen, die sich daraus für ihn ergeben.

P. Dr. Herbert Krümm, Stuttgart.

## Jugend als Verantwortung der Gemeinde

Wo steht unsere Jugend? Diese Frage, die Ernsthafte immer wieder beschäftigt, ist für die christliche Gemeinde eine Frage an ihre Existenz. Sie kann sich nicht mit Feststellungen begnügen, auch nicht mit Ratschlägen. Sie muß von ihrem Reittier steigen und den jungen Menschen am Wege auf-laden und in die Herberge führen. Sie muß auch den anderen Tag wieder-kommen und zusehen, was nun noch fehlt. Sie ist ihres jungen Bruders Hüter.

Die jungen Menschen sind zum weitaus größten Teil als Kinder getauft. Damit hat der Herr der Gemeinde einen Anfang gesetzt in einem großen Missionswerk, das sie nun keinen Tag wieder entläßt. Wo sind deine jungen Brüder und Schwestern? Gewiß, wir sind besorgt; wir vermissen noch die eigenen Wege der Jugend, — Jugendbewegung, wie sie eine junge Gene-ration nach 1918 fand —. Von dem Beobachten und Besorgtsein unter-scheidet sich doch aber wohl sehr deutlich das im Neuen Testament gemeinte Betroffensein: „Wo ein Elter leidete, da leiden alle Glieder mit“, „Einer trage des anderen Last!“ Für den guten Hirten ist seine Herde mit 99 Schaf-fen keine Herde, so lange das eine fehlt. Gemeinde ist so lange keine Ge-

meinde, solange der größere Prozentsatz der getauften Kinder nie wirklich den Weg in die Gemeinde findet. Nicht wahr, so ist doch die mit der Kinder-taufe übernommene Verantwortung gemeint? Das ist in unserer Volks-kirche nicht möglich? Nun, da gibt es zwei Notwendigkeiten: als Gemeinde sehr betroffen und beunruhigt sein unter dem fragenden Blick des großen Hirten und in dieser Betroffenheit neu die Verantwortung aus dem 3. Ar-tikel und seiner Erklärung auf sich nehmen. Wir werden dabei Schuldner Gottes bleiben, aber können uns damit nicht entschuldigen. Und die andere Notwendigkeit wird sein, daß wir uns unser Handeln als eine Kirche, die alle Kinder tauft, von dem, der den Taufbefehl gab, sehr ernst werden in Frage stellen lassen müssen. Was wollt ihr mit eurem Tun — wollt ihr damit den Missionsbefehl ausrichten? Tragt ihr eine gute alte Sitte durch die Zeit oder könnt ihr so Missionsgemeinde sein? Steht ihr vor der Ju-gend so — und habt darum ein wundes Gewissen? — Was bist du, Ge-meinde? So ist die Kirche nicht nur von der Jugend gefragt, sondern es ist die Frage unseres Herrn an seine Gemeinde. Er selbst weist uns auf die Jugend hin. Wir müssen dem Blick des Hirten in die Dornen folgen und uns alsbald mit ihm aufmachen.

Was sehen wir, wenn wir so auf die Jugend ausblicken? Unsere Jugend ist geschwächt in ihren Nerven. Sie leidet an den Folgen mangelhafter oder fehlender Erziehung. Sie lebt größtenteils in einer Umwelt, die von un-normalen häuslichen Verhältnissen, von Sorge, Vorläufigkeit, Zerfahren-heit, Bitterkeit, Reizbarkeit entscheidend bestimmt ist. Sie trägt mit an der Nichtsnutzigkeit des Daseins, an der Hoffnungslosigkeit, der äußeren wie inneren Bedürftigkeit, an den zerbrochenen Säulen der Gebote, an der Entwöhnung von sinnvollem, konsequentem Arbeiten, an der Zerstreuung, an der Züchauerhaltung, die die Sinnfrage nicht bei sich selbst stellt, sie wird zur Zahl gemacht von einer Zeit, die ihr eigenes Gesicht nicht kennt; sie ist zu Einzelnen geworden in der Solidarität der Berechenbarkeit, der Entpersönlichung und Entwertung des Lebens. Auf ihr lastet auch die Last der Gräber, der Trennungen, der Existenzunsicherheit, der zerstörten Ehen, der gegenseitigen Destruktion des Menschen und der Völker, der Selbst-rechtfertigung, Beschuldigung, des Neides, der Begehrlichkeit, Selbstlüch-tigkeit, Rücksichtslosigkeit. Jugend schmerzt es empfindlich, daß Vertrauen billige Ware geworden ist und daß Ideen Propagandastrandgut, organi-sierbar und darum demontierbar sind. Sie steht mit in der Masse, die auf neue Befehle zu marschieren wartet — irgendwohin; sie steht mit in der Schlange, die über ausbleibende Lebensmöglichkeiten schilt, — über irgend- wen —. Sie läuft in großen Scharen schon von klein an ins Kino und lacht über die Lösungen; wird von den Eltern frühzeitig mit ins Variete ge-nommen und dem feinen oder groben Staub der Unsauberkeit ausgesetzt, fällt die Tanzböden, oft nicht um der Fröhlichkeit, sondern um des Verg-nügens willen. Sie ist auch vor Gericht zu finden — und wir erichrecken bisweilen darüber — sie hat kein Maß für die Zahl und das Ding und den Wert und kein Maß für den Menschen. Sie glaubt dem Menschen nicht — wem sollte sie auch glauben?

Wir schelten die Jugend nicht, denn was wir als ihre Last sehen, ist unser aller Last, ihre Verjüngung unser aller Verjüngung, ihre Schuld viel mehr unsere Schuld. Sie ist schuldlos gewesen im Zusammenbruch des Menschen-bildes, der offenbar wurde; sie ist preisgegebener dem Teufel als wir, die wir in der Krisis nach unserer Substanz gefragt sind und vielleicht mehr, als wir selbst ahnen, davon noch preiszugeben hatten und haben.

Die Jugend ist trotz allem jung und voll Erwartung. Sie hat Fragen, lebt tapfer, nicht selten auch erstaunlich hilfsvbereit, und hat ein Vertrauen zu verschenken. Sie beobachtet, ist mit Recht skeptisch, trägt mit und wartet. Sie hat keine Gärten zu hüten, darum sammelt sie Beeren an den Hecken. Sind die Hecken selten die Kirchenmauern — wen wundert das? Wäre die

Gemeinde Gottes ein verborgener Winkel — das junge Volk liebt verborgene Winkel zum Sammeln!

Aber ist die Kirchenfront nicht eine sehr gerade Bauflucht der Gewöhnlichkeit und der Vokabeln, an der viele, auch die Jugend, vorbeiziehen? In Museen — vergeißt den Vergleich — dürfen die Gegenstände nicht berührt werden; ausgestopfte Vögel, meint der junge Mensch, haben für ihn keinen Buntwert. Auch stehen die Öffnungszeiten ja meist an der Innentür angeschlagen. Nur zum geringen Teil findet die Jugend sich auch in Bünden und Verbänden — Sportgemeinden ausgenommen —; abgestandenes Wasser schmeckt eben nicht besser, wenn es umgefüllt wurde. Und doch will die Jugend entlastet werden von dem Sichselbstbelassensein. Sie will angesprochen werden, sogar sehr direkt und zumutend angesprochen werden.

Es ist die beglückende und beschämende Erfahrung der evangelischen Jugendarbeit, daß unsere Jugend offen ist für das Evangelium. Beglückend, denn die Fragen nach dem Verlorensein und der Errettung, nach der Knechtschaft und der Vergeltung, nach der Erkenntnis Gottes und der Kraft Jesu Christi dürfen im Gespräch mit dieser Jugend direkt gestellt und direkt beantwortet werden. Wer mit der Jugend so umgeht, lernt an die Kraft des heiligen Geistes, an den Reichtum der Bibel und an die Gegenwärtigkeit Jesu Christi glauben und ernstlich beten. Er erkennt auch die hohe Verantwortung, die auf Christen ruht, die nicht nur schlechtthin führende Persönlichkeiten, sondern Menschen sind, an deren Existenz etwas von dem Frieden Gottes in seiner Gemeinde auf Erden deutlich wird. Beschämend — denn wie wenig wird weithin in unserer Kirche — auch bei den Pastoren und Kirchenvorständen — davon gewußt, daß Gott hier Türen aufgetan hat; Türen zu unserer Jugend, Türen zu den Elternhäusern, Türen auch in den Raum der zukünftigen Gesellschaft und Bildung, in Berufe und Staat. Türen zu den Herzen — Türen in die Brunnenkammer, aus der Gottes Brunnlein auch in unseren Sand fließen dürfen — Türen des großen Gastmahls des Königs, der an den Hecken und Zäunen die Geringen einladen läßt an seinen Tisch. Wir wollen uns nicht täuschen — es ist keine summarische Wirkungsmöglichkeit, sondern zumeist eine persönliche: Mann zu Mann, ein Herausheben aus dem Block der Masse; gelegentlich ein großes, weißes Feld, wenn nur Schrittmacher wären — meist aber will diese Jugend auf den Stoppeln wie Ähren gelesene sein. Wie wenige ahnen, wie voll die sammelnden Arme und des Herrn Kornkammer dabei werden können! Wir können nicht alle Lasten heben und alle Fragen beantworten; aber wenn wir die Nöte und Unsicherheiten ernst nehmen, können wir auf die eine Frage, die mit allem gemeint ist, antworten: Wie komme ich nach Hause?

Und nun muß noch einmal gesagt werden: das ist eine Frage an die Existenz der Gemeinde Jesu Christi, unserer kirchlichen Gemeinden. Und diese Existenz ist nie eine feststehende Gegebenheit, auf die traditionsgemäß verwiesen werden könnte; sie ist gegeben mit dem Wort, das in ihr geschieht, also auch mit der Erfüllung ihres Auftrages an die Jugend. Dieser Auftrag ist nicht von heute. Er wurde durch unseren Herrn Christus am Anfang des Weges seiner Kirche gegeben: „Machet zu Jüngern! Taufet und lehret halten alles, was ich euch befohlen habe! Ich bin bei euch!“ Heute aber ist uns neu die Verantwortung aufgegeben, diese Christushoftschaft als Erziehungsauftrag an unsere Jugend auszurichten. Das bedeutet, das uns begegnende junge Leben unter die eine erneuernde Wirklichkeit der Jüngerchaft Jesu, also der Gemeinde zu stellen. Oder wollen wir sie heute wieder belagern mit Vokabeln vom lieben Gott, vom guten Menschen, von braven Vorfahren, von neuen Möglichkeiten, vom Reiferwerden und von kirchlicher Sitte? Muß nicht auch das Wort: Ihr seid getauft! — und es ist das mutigste Wort, das uns Christus angeflüstert aller Belastungen erlaubt — unserer Jugend eine Lüge sein, wenn sie nicht er-

fährt, daß sie zu Hause sein darf in dem, das ihres Vaters ist, und wenn sie nicht solchen begegnet, die von zu Hause kommen? Nur eine Christenheit, die wirklich zwischen den Sakramenten lebt, darf dies Wort als Auftrag wagen. Angstet uns nicht bisweilen, wenn wir den Kranz lieber Menschen sehen, die bei der Tauffeierlichkeit um das „niedliche Kind“ versammelt sind? Seid ihr die Mitgetauften, die diesem Kind Väter und Mütter in Christo und Brüder sind? Wo ist die Gemeinde bei der Taufe? Wo sind die Kirchenältesten, die über das Patenamnt wachen? Wo wird unseren Elternhäusern in jeßorgerlicher Weise — schon bei der Anmeldung zur Trauung, erst recht zur Taufe — die Hilfsstellung gegeben, christliches Elternhaus zu sein, die Bibel zu lesen und miteinander die Hände zu falten? Wo findet sich Mann und Frau, Vater und Mutter bei diesen Anlässen und bei Erziehungssorgen in der Beichte und am Abendmahlstisch ein? Am Mittagstisch werden die Kinder in die Sorgengespräche, in die Geldfragen, in Filminteressen, in Zeitkritik, in den heimlichen Bruch häuslichen Unfriedens mit hineingenommen. Jede verstaubte Bibel, jedes flüchtige oder vergessene Tischgebet, jeder Tagesabschluß ohne Abendessen, jede Vertrauenslosigkeit, an den Nerven gemessen, jede Notlüge — auch am Sterbebett der Großmutter — klagt die „christliche Familie“ an. Ein Teil der Gemeinde Gottes: „Jünger Jesu“ — „lehret sie halten“ — „ich bei euch“? Wo denn? Und wie beunruhigend doch, wenn wir aus dem Gottesdienst nach Hause gehen, und während der Kindergottesdienstzeit spielen alle Nachbarskinder auf der Straße. Schickt sie hin? Nein, wir brauchen Helfer, die mit den Kindern hingehen! Wir brauchen Jugendgottesdienste, an denen die Gemeinde Anteil nimmt. Vor allem brauchen wir Jünger Jesu aus der Gemeinde, die ein schlechtes Zeugnis sind. Wir brauchen Väter hinter unseren Jugendkreisen. Es genügt nicht das wohlwollende Verständnis, daß „auch“ Jugendarbeit sein muß. Jugendarbeit ist kein Ordnungsdienst, keine Nachwuchsfrage, hier gilt keine Beschäftigungstheorie. Es sollte in jedem Kirchenvorstand ein Vater, eine Mutter sitzen, denen die Jugend, ihre Kreise, ihre Lager, ihre Gottesdienste, ihr Religionsunterricht in der Schule als besonderer Auftrag anvertraut sind. Wir brauchen Lehrer, die ihr Amt als Amt der Gemeinde verstehen. Zur evangelischen Unterweisung genügt nicht allein sachliches und pädagogisches Können. Wir wollen wahrlich die religionspädagogische Arbeit des Lehrers nicht verringern. Er muß im Unterricht psychologisch zugemessene Belehrung geben und Stoff lernen lassen. Aber auch der Religionsunterricht, wenn er evangelische Unterweisung sein soll, ist Christusbezeugung der Gemeinde, kommt von der Taufe her und führt zur gottesdienstlichen Gemeinde hin. Das darf und muß den Kindern nicht zuletzt an der Person des Lehrers deutlich werden. Und die Gemeinde ist gefragt, wie stehen die Väter zu den Religionslehrern ihrer Kinder, die ihr väterliches Amt wahrnehmen? Wie ist das amtsbrüderliche Verhältnis des Pastors zu seinem Mitarbeitern in Christo, dem Lehrer? Und über allem kufengeredeten Unterrichts steht: Machet zu Jüngern! und die Verheißung: „Ich bin bei euch!“ Darum ist die Religionsklasse auch Gemeinde, in der der Lehrer mit den Kindern unter dem Wort Gottes steht. Jeder Lehrer ist zugleich Liturg. Es gibt nichts Getrofteres, als vor Kindern mit der Wirklichkeit des Heiligen Geistes rechnen zu dürfen, der allein Christus vergegenwärtigt, woran Logik und Psychologie und Methode vergeblich sich mühen. Es gibt nichts Verheißungsvolleres, als Kinder vertraut zu machen mit dem Gut, dessen Verständnis ihnen zwar vielleicht erst später geschenkt werden wird, das aber der lebendige und dem Unmündigen begegnende Christus selbst ist. Segnen, wie er die Kinder segnete: das heißt sie in die Wirklichkeit ihrer Taufe stellen. Und es sollte uns je und dann eine Not sein, daß es nicht auch unsere, sondern die katholische Kirche ist, die sagen darf: „Das Verhältnis zu Gott bekommt für den Katholiken immer neue Kraft und Tiefe

durch die von Christus eingesetzten Sakramente. Auf den Empfang dieser Sakramente hin erziehen wir in unseren Schulen Tag für Tag.“ (M. Dohle im „Hamburger Jahrbuch für christliches Geistesleben“, S. 206.)

Desgleichen aber sollte ein frühzeitig beginnendes Kinderkatechumenat, neben Feier des Kindergottesdienstes und Konfirmandunterricht, in unseren Gemeinden eindeutig darauf ausgerichtet sein, nicht nur die Jugend zu belehren, sondern auch in die Gottesdienste und das Leben der Gemeinde durch treue Gewöhnung einzuführen. Das ausgesprochene Ziel der Konfirmation muß sein, nicht nur die Kinder für mündige Gemeindeglieder zu erklären, sondern die Konfirmation als Aufnahme in die junge Gemeinde zu begehren. Jugendart bedarf dazu der bindenden Ordnungen fester Jugendkreise, in die sie aufgenommen sind. Das darf nicht von selbst erwartet werden, sondern muß in der Unterweisung bewußt erstrebt und in der Konfirmation vollzogen werden. Ein äußerlicher Weg? Gewiß, aber er will dienen, die Jugend in die Christusbegegnung und -entscheidung in der Gemeinde zu führen. Die Gemeinde muß die Konfirmation nicht nur als Ereignis der Elternhäuser, sondern auch der gesamten jungen Gemeinde, konkret gesprochen der Jugendkreise, feiern. Das erfordert wohl einen Bedeutungswandel der Konfirmation im Bewußtsein unserer Gemeinden, der hier nur angedeutet ist.

In ihrer Existenz ist also die Gemeinde gefragt. Und die Frage lautet: Erfüllst du mit deinem Handeln recht den Missionsbefehl: Taufet und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe? Taufe heißt, den Königsruf an die Hecken zu tragen; aber der Befehl lautet: Führet sie herein! Die Gemeinde darf und kann daher nicht außerhalb des in ihr und durch sie wirkenden Wortes Kinder taufen, nur weil bürgerliche Sitte es begehrt. Zweimal pflegt sie heute die Kinder in die Welt hinaus zu entlassen — bei den Taufen und bei den Konfirmationen; — zweimal sagt sie „Friede“, wo doch kein Friede ist. Vielleicht wird sie bescheidener werden müssen in ihrem Tun, bescheidener unter dem richtenden Auge ihres Herrn. Vielleicht darf sie aber auch wach werden, wenn sie nur ihrer Armut inne wird. Dann ist Hoffnung, daß sie an die Hecken und Zäune geht, nicht um diese zu beschneiden und zu restaurieren, sondern um zum Tisch ihres Königs zu laden. Der junge Mensch schöpft Verdacht, wenn die Kirche ihren Reichtum anbietet; fromme Lieder klingen weder hinter wilden Hecken noch hinter stabilisierten Zäunen im Ohr der Jugend. Es gibt nur ein Lied, das unsere Jugend mitbringen wird: das Lied einer armen Kirche, die sich mit den Engeln des Himmels über jeden einzelnen Menschen freut, der durch ihren Dienst den Heiland wiederfindet.

Diesen Auftrag und diese Verantwortung nimmt niemand der Gemeinde ab. Er ist nicht dadurch gesichert, daß der Staat ihn duldet oder garantiert — wie auch keine öffentliche Beschränkung die Kirche in Verlegenheit bringen sollte. Er ist nicht durch Religionslehrpläne gesichert. Er ist der Gemeinde nicht abgenommen durch kirchliche Ordnungen, für deren Funktionieren kirchliches Amt gesetzt ist. Er ist ihr auch nicht abzunehmen durch eine Renaissance evangelischer Jugendverbände. Die Erfüllung des Auftrages fängt nicht mit Maßnahmen, sondern allein damit an, daß die Gemeinde unter dem Wort „ich bin bei euch!“ steht, also wirklich Gemeinde des 3. Artikels ist. Sie wird vielleicht dabei darüber nachdenken müssen, daß Jesus, wenn er durchs Land zog, bisweilen allen „Betrieb“, den Verus so wichtig nahm, still sein hieß und vor einem Armen, einem Blinden, einem Kind, einem verlorenen Groschen Halt machte. So sah Jesus Schwerpunkte der Arbeit. Wir werden also vielleicht darauf bedacht sein sollen, daß die Verheißung unserer kirchlichen Arbeit nicht so sehr in der Breite liegt als bei Schwerpunkten. Wieviel Breite nimmt das sogenannte kirchliche Leben ein. — Kirchensteuerzahlung, Amtshandlung, Veranstaltungen und das Beschäftigen mit den Bürgern, die doch vielfach als geladene Gäste

sich längst entschuldigt haben; wir begleiten kirchlich immer wieder die auf ihren Entschuldigungswegen, die ein Land kauften und es befehen, die ein Joch Däsen ausprobieren, ihre Ehe- und Familienfeiern vorwenden. Kirchliche Sicht läßt sich leicht täuschen über die Wichtigkeit und sogar über den Umfang dieser Breitenarbeit; wie viele Pastoren täuschen sich in der Beurteilung ihrer Arbeit! Es ist sicher sehr einseitig und anstößig, was unlängst ein Liebhaber unserer Jugend aus ihrer Not heraus sagte: „Laßt doch die Toten ihre Toten begraben . . . Unsere Jugend liegt am Wege!“ Darum aber geht es, daß die Gemeinde erkennt, daß das Reich Gottes in Blühen, nicht im Landregen kommt. Die Jugendunterweisung als ein Schwerpunkt kirchlicher Arbeit — gewiß nur einer — ist auch ein Schnittpunkt der beiden Ebenen — Reich Gottes und Volk. Die Verantwortung der Gemeinde an der Jugend muß die jungen Menschen bewahren, daß sie nicht so unvorbereitet den kommenden Lasten, Ansprüchen und Versuchungen gegenüberstehen, wie wir es angesichts der Zusammenbrüche und des zerbröckelnden Menschenbildes taten. Die Verantwortung der Gemeinde an der Jugend wird aber auch mit entscheiden, sehr wesentlich entscheiden, ob wir uns weiter volkskirchlich in den Illusionen einer Volkstaufschreibung wiegen, oder ob Gott unser Volk in seiner Kirche bei Namen ruft.

P. Ernst Egon von Kiesel, Jüdensburg.

## Kirche - Verleger - Autor

Es ist ein bemerkenswertes Zusammentreffen, daß auf die Erfindung des Letternusses durch Johann Gutenberg und die damit beginnende technische Entwicklung des Buchdrucks wenig später eine geistige Bewegung folgt, die sich mit Sturmeseile dank dieser Erfindung über das ganze Abendland verbreitet: die Reformation. Zwar ist es denkbar, daß sich die lutherische Erneuerungsbewegung auch ohne diese ihr bereitete technische Möglichkeit ausgebreitet hätte. Aber schon das Septembertestament von 1525 und der erste vollständige Luther-Bibeldruck von 1534 sind ohne die Kunst des Buchdrucks unvorstellbar, ganz zu schweigen von dem übrigen vielschichtigen Werk des Reformators, seinen Sendschreiben und Predigten, seinen Kommentaren und Vorlesungen, seinen Liedern und schließlich dem Katechismus. Doch ist die Frage müßig. Es hat sich gefügt, daß die Reformation eine Drucktechnik vorfand, die ihr eine sowohl der Schnelligkeit als auch der Weiträumigkeit nach außergewöhnliche Verbreitung ermöglichte.

Das sechzehnte Jahrhundert ist aber nicht nur bedeutsam wegen des Zusammentreffens von kirchlicher Erneuerung und Buchdruckerkunst, es ist auch die Wiege des Buchhandels. Damals entsteht die moderne Buchwirtschaft, die ihren Aufschwung außer der Gutenbergischen Erfindung den beiden großen Bewegungen verdankt, die als Reformation und Humanismus das Gesicht des Jahrhunderts bestimmten. Dieser Verknüpfung muß man sich erinnern, wenn von dem gegenwärtigen Verhältnis der Kirche zum geistig-künstlerischen Schaffen und zur verlegerischen Arbeit gesprochen wird. Hier geschieht nicht etwas fundamental Neues, sondern hier werden alte Zusammenhänge wieder wirksam, freilich nicht um einer Tradition willen, sondern um einer aktuellen Forderung zu genügen.

Ich möchte dieses Wirksamwerden an einem geistesgeschichtlichen Ereignis unserer Zeit verdeutlichen, bei dem Kirche, Dichtung und Verlegerische in hoffnungsvoller Weise zusammenarbeiteten.

Die Literaturgeschichtsschreibung wird einmal die Wendung in unserer Dichtung, die etwa von dem Jahr 1930 an sichtbar wird, als eines der erstaunlichsten Phänomene zu behandeln haben. Was war geschehen? Das literarische Leben, das sich seit 150 Jahren in immer stärkerem Maße von

christlichen Gehalten entleert hatte, gewinnt wieder Kontakt mit dem Christentum. Der Weg von Klopstocks „Messias“ bis zu Gerhart Hauptmanns „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ schien ausgeschritten zu sein. Von der Anbetung, die das barocke Epos Klopstocks durchglühte, war das Pendel hinübergeschwungen zur kühlen, psychologisierenden Darstellung des modernen Dichters, dem Christus ein im Grunde nur pathologisches Objekt war. Nun hatte der Pendelschlag seinen Grenzpunkt erreicht. Der Verlust an Ehrfurcht, der Schwund an metaphysischen Bindungen, das Begehren, „so recht eigentlich ohne Gottes Hilfe Mensch zu sein“, wurden mit ihren zerstörenden Folgen erkannt. Eine Wendung setzte ein, die zur Wiederbegegnung von Dichtung und Kirche führte. Ohne äußeren Auftrag, nicht kommandiert und organisiert fand ein Teil des geistigen Deutschlands heim zur Kirche Christi. Nicht von ungefähr wurden 1925 in den beiden Zeitschriftengründungen „Eckart“ und „Zeitwende“ die Organe geschaffen, die das Gespräch zwischen den Zueinanderfindenden aufnahmen. Im Eckart-Kreis sammelte sich jene Gruppe dichterischer Persönlichkeiten, die die Wendung repräsentierte: Werner Bergengruen, Hermann Claudius, Manfred Hausmann, Ricarda Huch, Fochen Klepper, Willy Kramp, Ina Seidel, Rudolf Alexander Schröder, Reinhold Schneider, Otto von Taube, August Winnig. Daß es sich dabei nicht um eine literarische, im Ästhetischen befangene Angelegenheit handelte, wird darin deutlich, daß dieser Kreis auch dann seiner Mission treu blieb und von ihr bekennerrisch zeugte, als die Kulturpolitik des Dritten Reiches immer deutlicher in ihrer anti-christlichen Tendenz hervortrat. Inmitten aller widrigen Zeitströmungen hat sich der Bund von Christentum und Dichtung nicht nur gehalten, sondern verstärkt. Von der Mitte der dreißiger Jahre an reißt die Kette großer dichterischer Schöpfungen nicht mehr ab, in denen der Geist des Christentums lebendig ist: „Der Großtyrann und das Gericht“ (Werner Bergengruen), „Der Vater“ (Fochen Klepper), „Lennacker“ (Ina Seidel), „Abelheid“ (Gertrud Bäumer), „Heimkehr“ und „Europa“ (August Winnig), um nur einige zu nennen. Wiederholt kam es zu gemeinsamen Tagungen, die die Luther-Gesellschaft und der Eckart-Kreis in Wittenberg veranstalteten, und 1936 legte diese Gruppe mit dem Sammelwerk „Die Stunde des Christentums“ ein öffentliches Bekenntnis ab, das weithin aufhorchen ließ. Während die Staatsführung den Versuch machte, mit Hilfe einer deutlichgläubigen Religiosität die christlichen Konfessionen als überlebte Glaubensformen zu verdrängen, bekannnten sich hier Dichter und Schriftsteller zu dem angegriffenen Christentum. „Nach Christus“, — so sprach es Ricarda Huch für sie alle aus — „nachdem er einmal erschienen ist, kann es kein geistiges Leben mehr ohne ihn geben“. Der Kirche, die in einem Kampf um ihr Daseinsrecht stand, wie er vergleichsweise nur von der jungen Christenheit im römischen Imperium geführt wurde, erwuchs aus der geistig-künstlerischen Elite unseres Volkes eine Hilfe, die sie diesen Männern und Frauen nicht vergessen wird. Man wird dieses Ereignis, dessen Auswirkung noch nicht abzuschätzen ist, als eine verheißungsvolle Fügung ansehen dürfen. Das Buch erwies sich als ein Schwert des Geistes im Sinne des Pauluswortes an die Epheser.

Die Eigenart des Buches, die darin besteht, daß es zugleich gedankliche Schöpfung und handelbare Ware, gemeinsames Werk von Autor und Verleger ist, lenkt nun den Blick auch auf den anderen Partner, der an seinem Zustandekommen beteiligt ist, auf den Verleger. Es wird ein Ehrentitel des deutschen Buchhandels bleiben, daß er wie zu allen Zeiten auch im Dritten Reich charaktervolle Männer hatte, die den Verirrungen des Zeitgeistes widerstanden. Das Wort jener eben geschilderten Gruppe hätte nie die Öffentlichkeit in diesem Maße erreicht, wenn nicht mutige Verlegerpersönlichkeiten dafür gesorgt hätten. Bemerkenswerterweise war es weithin gar nicht einmal der konfessionell geprägte Buchhandel (dessen Bedeu-

tung seit je mehr in der Förderung der theologischen und erbaulichen Literatur lag), sondern der allgemeine, schöngeistig und kulturell orientierte Verlag, der zum Mittler dieses christlich bestimmten Schrifttums wurde. Als 1938 die Reichsschrifttumskammer den Versuch machte, die Verlage entweder konfessionell festzulegen oder aber zu „entkonfessionalisieren“, stellte sich heraus, daß kein bedeutender deutscher Verlag ohne ein in diesem Sinne „konfessionelles“ Buch war. Die Reichsschrifttumskammer stieß unerwartet auf Widerstand, so daß die Anordnung im wesentlichen auf dem Papier stehen blieb. Erst als im Kriege die Rohstoffknappheit zu strenger Bewirtschaftung nötigte, war ein Vorwand gegeben, das Papier für mißliebliches Schrifttum zu verweigern. Bis dahin hatten es die Verlage manchen Schwierigkeiten zum Trotz durchgesetzt, daß diese Werke erschienen. Neben diesen Leistungen des allgemeinen Buchhandels wird die Kirche inoffen auch den besonderen Dienst der evangelischen Verlage nicht vergessen, die ihr für den Kirchenkampf die notwendigen Waffen boten. Auch hier liegt es nahe, von einer Fügung zu sprechen. Seit dem Weltkrieg hat sich das Buchwesen auffallend vervollkommenet. Die Zahl der jährlichen Neuerscheinungen wuchs auf 30 000, entsprechend entwickelte sich die Organisation des Buchhandels mit seinen Verlagen, Kommissionshäusern und Sortimentshandlungen. Aber auch eine spezifische Buchkunst entfaltete sich: man sorgte nicht mehr allein für die innere Qualität des Buches, sondern ebenso sehr auch für die graphische und buchbinderische Form, in der man es darbot. Es beginnt die Zeit der Schriftkünstler und Buchgraphiker, von denen im kirchlichen Bereich Namen wie Fritz Hellmuth Schmuck und Rudolf Koch bekannt geworden sind. Unter den führenden evangelischen Verlagen gab es keinen, der nicht an dieser Entwicklung tätigen Anteil genommen hätte. Verleger wie Heinrich Kennebach (Kirche-Verlag), Albert Lempp (Christian Kaiser Verlag), Leopold Klotz (Klotz und J. C. Hinrichs), Günter Ruprecht (Wandenhoeck & Ruprecht) begründeten ihr Ansehen nicht zuletzt durch den Stil, den sie ihren Veröffentlichungen zu geben wußten. So war ein Verlagswesen konfessioneller Prägung entstanden, das geistig und technisch für die Auseinandersetzung gerüstet war, die 1933 mit totalitären Kräften begann und nahezu ein Jahrzehnt dauerte, bis der Krieg einen Stillstand erzwang. In diesem Jahrzehnt mit seinem erregenden und bedrängenden Auf und Ab häufen sich die Ereignisse wie nie zuvor. Ungewöhnliche Bucherfolge stehen neben stark hemmenden Einflüssen. Es war durchaus ungewöhnlich, wenn beispielsweise im Laufe eines Jahres ein Buch wie „Ein Christ erlebt die Probleme der Welt“ von G. A. Gedat 260 000 Auflage erreichte oder Martin Niemöllers Autobiographie „Zum U-Boot zur Kanzel“ 80 000 oder Walter Künneths „Antwort auf den Mythos“ 36 000. Auch der Erfolg, den die Romantrilogie von Elisabeth von Randenbörgh mit rund 32 000 erzielte, lag weit über dem Durchschnitt. Aber nicht weniger spürbar waren die retardierenden Kräfte, die von den Zensurstellen von Staat und Partei ausgingen. Von der Erklärung zum „unerwünschten“ Schrifttum bis zum regelrechten Verbot oder zur Beschlagnahme schon fertiger Auflagen mit allen polizeilichen Umständen blieb den Verlegern nichts erspart. Hier ist in der Stille der Kontore, unbemerkt von der Öffentlichkeit, mancher schwere Kampf ausgefochten worden, aber zugleich die Entschlossenheit gewachsen, den christlichen Protest gegen den Totalitarismus nicht aufzugeben. Der Unerbrockenheit, mit der Dichter und Schriftsteller ihr Bekenntnis zum Christentum ablegten, stand die Überzeugungstreue der Verleger nicht nach, die mit jenen zu ihrer Kirche hielten.

Das Kapitel jener düsteren Epoche unserer Geschichte ist beendet. Die Dankbarkeit jedoch, die für die aufhellenden Erfahrungen zwischen der Kirche, ihren Autoren und Verlegern entstanden ist, wird weiterbestehen und das geschlossene Bündnis bekräftigen. Verleger Friedr. Wittig, Hambg.